

Kapitel 8

Die individualistische Reduktion von Zukunft

Caroline Bühler

Unserer Studie über alltagsweltliche Zukunftsszenarien lag die Absicht zugrunde, die Bilder zu rekonstruieren, welche sich die Einzelnen von der Gesellschaft machen, und wie sie sich die Zukunft des gesellschaftlichen Kollektivs vorstellen. Es war eines unserer erklärten Ziele, die über den individuellen, den privaten Bereich hinausreichenden Deutungen zu präsentieren. Den Hintergrund bildete dabei unter anderem die Annahme, dass das Alltagsdenken gerade nicht auf den gelegentlich relativ engen Rahmen der konkreten und unmittelbaren Lebenspraxis beschränkt sein muss: Dass mich als Automechaniker nur „die Welt der Werkstatt interessiert“, wurde nicht vorausgesetzt. Wenn nun von der „individualistischen Reduktion“ der auf das gesellschaftliche Kollektiv bezogenen Zukunftsvorstellungen die Rede ist, erscheint dies angesichts der Fragestellung als widersprüchlich. Wird nämlich in einem Zukunftsszenario das gesellschaftliche Kollektiv nicht oder nur sehr marginal berücksichtigt, so stellt sich die Frage, inwiefern ein solches für den vorliegenden Kontext überhaupt von Interesse sein kann. Als wir ausgehend von der nicht irrelevanten Anzahl von Fällen, die eine Rekonstruktion von kollektiven Zukunftsszenarien nicht oder nur partiell zuließen, einen weiteren Typus erarbeiteten (anstatt diese etwa mangels Aussagekraft wegzulassen), haben wir uns denn auch tatsächlich von einem eindrucklichen Vorbild inspirieren lassen: Im Buch *Das Gesellschaftsbild des Arbeiters* von 1957 stößt man auf die Kategorie der Arbeiter „ohne Gesellschaftsbild“. Die Autoren schrieben über diesen Typus: „Es muss dem Befragten möglich sein, seine Vorstellungen zu formulieren, und es müssen ihm, damit er auf bestimmte Fragen antworten kann, Sachverhalte einfallen, welche sich auf Grund der Vorstellungen, die er sich von ihnen gemacht hat, mit der Frage in einen Zusammenhang bringen lassen. Nun gibt es aber eine Gruppe von Befragten, die diesem Anspruch nicht gerecht werden, sobald die Fragen über ihren unmittelbaren Erlebnisbereich hinausgehen. Aus ihren Antworten lässt sich daher nicht entnehmen, dass sie sich ein Bild von ihrem eigenen gesellschaftlichen Ort innerhalb eines größeren gesellschaftlichen Zusammenhangs machen. Diese Gruppe hat für uns kein darstellbares Ge-

sellschaftsbild.⁴¹² Aber diese Gruppe ist dennoch sehr aufschlussreich. Es scheinen sich gerade aufgrund des Schweigens oder des Unvermögens, Vorstellungen über die gesellschaftliche Ordnung zu äußern, aufschlussreiche Zusammenhänge zu ergeben, die für die übrigen Typen und für die Studie insgesamt als wichtig zu werten sind – und sei es für den Zweck einer schärferen Kontrastierung.

Bei unserem Typus *Die individualistische Reduktion von Zukunft* wird auf ein vergleichbares Phänomen eingegangen. Allfällige Prognosen sind hier entweder derart allgemein und diffus, dass sie sich nicht zu einem kohärenten Ganzen zusammenfügen lassen. Oder aber sie beziehen sich ausschließlich auf die persönlichen Absichten und Pläne. Neben der geringen Reichweite fällt auf, dass sich auch hinsichtlich der Wertung der erwartbaren Zukunft kaum ein abschließendes Urteil fällen lässt. Es werden weder besonders optimistische noch ausgesprochen pessimistische Prognosen gemacht. Schließlich lassen sich auch nur bedingt die Aussagen über vergangene oder aktuelle Sachverhalte zu einem Zukunftsbild extrapolieren, wie dies bei einem betont dynamisch geprägten Denken der Fall ist.

Nun wäre es allerdings durchaus möglich, dass wir auf ein kohärentes, differenziert und facettenreich rekonstruierbares Gesellschaftsbild stießen, wogegen Vorstellungen über die Zukunft weitgehend fehlten. Insofern haben wir es bei dieser Variante nicht zwingend mit dem alltagsbezogenen, konkretistischen „Jedermanns-Denken“ zu tun, wie es in der soziologischen Literatur simplifizierend auftaucht. Vielmehr kann auch das Schweigen über die Zukunft unterschiedliche Gestalt annehmen. Denn auch die Umstände, angesichts derer geschwiegen wird, sind in besonderem Maße durch die persönliche Grunddisposition, den Habitus oder durch den individuellen Bildungsverlauf geprägt.

Es werden drei Varianten reduzierter Zukunftsszenarien unterschieden: Erstens wird auf ein Denken eingegangen, das aufgrund des Verfalls der vormals zentralen beruflichen Identitätsgrundlage hartnäckig auf eine vergangene Ordnung fixiert ist. Daraus resultiert eine konsequente *Verweigerung einer kollektiven Zukunft*. Zweitens konnte beobachtet werden, dass der Fokus auf die konkrete persönliche Zukunft zuweilen derart stark ist, dass kollektive Elemente im Szenario gänzlich fehlen. Es kommt zu einer *Schrumpfung von Zukunft* auf genuin private Belange. Drittens kann eine lebenslange Beschränkung auf die häusliche Sphäre in die vollumfängliche Isolation von der gesellschaftlichen Umgebung führen, so dass der Blick auf die Zukunft *verhindert* bleibt.

⁴¹² Popitz/Barth ([1957]1961: 226f).

8.1 Verweigerung einer kollektiven Zukunft: Karl Dubois

Karl Dubois, geboren 1945 in einem Dorf am Jurasüdfuß, verheiratet, Vater von drei Söhnen. Der Vater war ungelernter Arbeiter in einer Uhrenfirma, die Mutter Hausfrau und Schneiderin. Nach der Uhrmacherlehre arbeitete Dubois zwanzig Jahre in einer Firma, die mechanische Uhren herstellte. 1982 wechselte er zur Firma Manon, wo er heute das Reparaturatelier leitet.⁴¹³

Ein Sturz vom Fahrrad – morgens auf dem Weg zur Arbeit, unweit von seinem Wohnort – hat ihn für einen Monat arbeitsunfähig gemacht. So kommt es, dass wir problemlos einen Termin bei ihm zuhause vereinbaren können. Wir lernen einen diskreten Herrn um die Fünfzig kennen, der im Gespräch ruhig und souverän wirkt. Karl Dubois lässt sich nicht anmerken, dass sein verletztes Knie immer noch schmerzt. Der Uhrmacher wohnt mit seiner Ehefrau und dem jüngsten seiner drei Söhne in einem Arbeiter-Einfamilienhaus. Das Dorf am Jura-Südfuß ist, wie die ganze Region, stark durch die Uhrenindustrie geprägt – wenn auch nicht in dem Maße, wie dies in seiner Jugend der Fall war. Dubois ist der älteste Sohn eines Uhrenarbeiters und einer Schneiderin. Früher habe man hier Uhrmacher lernen müssen, wenn man dazu gehören wollte, erzählt Karl Dubois über das Dorf, in dem er geboren und Uhrmacher geworden ist. Für ihn ist es völlig normal gewesen, dass sein Vater ihn nach der Schule in eine Uhrmacherlehre schickte. Nach Abschluss der Lehre 1965 bleibt Karl Dubois in der Firma. Erst 1970, nach einer Geschäftsreise in die USA, wechselt er die Stelle. In diesen Jahren tut sich Einiges in seinem Leben: Während seines USA-Aufenthaltes lernt er auf einem Ausflug eine junge Schweizerin kennen, die als Au Pair bei einer Chicagoer Familie arbeitet. Bald nach ihrer Rückkehr in die Schweiz heiraten Karl und Johanna Dubois. Die folgenden Jahre sind Familienjahre: Kurz nacheinander kommen drei Söhne zur Welt. Die Familie wohnt im Haus, in dem Karl Dubois aufgewachsen ist.

Die Mitte der 70er Jahre aufkommende Krise der Uhrenindustrie hat vorerst keine nennenswerten Auswirkungen auf das Leben von Karl Dubois und seiner Familie. Seit 1970 arbeitet er bei der Firma Bérénice in Biel. Erst als diese – infolge verfehlter Unternehmensstrategie, wie er feststellt – in existentielle Schwierigkeiten gerät, wird ein Stellenwechsel für ihn aktuell. 1982 – die Uhrenindustrie ist auf ihrem Tiefstand angelangt – wird die Produktion der Bérénice in den Berner Jura ausgelagert: „Das ist mir einfach zu weit weg gewesen“. Deshalb entscheidet Karl

⁴¹³ Interview mit Karl Dubois vom 30. Oktober 1997: Caroline Bühler und Peter Schallberger.

Dubois sich für den Wechsel zu der in seinem Dorf beheimateten Firma Manon. Er ist bis heute in der Service-Abteilung dieses Unternehmens tätig, und dafür verantwortlich, dass defekte Uhren aus aller Welt möglichst rasch wieder funktionieren und zurück zu ihren Besitzern gelangen.

Dass Karl Dubois Uhrmacher werden würde, stand von vornherein fest. Die „Schnupperlehre“ habe es damals noch nicht gegeben, sagt Dubois, und ironisch lächelnd fügt er hinzu, als Junge habe er davon geträumt, Pilot zu werden. „Damals ist es so gewesen, dass der Patron, der Herr Rénal, den Vater zur Seite genommen und gesagt hat: ‚Dein Junger kommt dann Uhrmacher lernen‘.“ Berufliche Alternativen wurden nicht in Betracht gezogen. Seinen Kollegen ist es nicht anders ergangen: „Statt in der Jérôme ist einer in der Britix gewesen und der andere in der Heloïsa. Und wenn du geschaut hast, wo die Väter gearbeitet haben, dann sind sie eben auch in der Heloïsa gewesen.“ Den Beruf zu „erben“, anstatt ihn frei wählen zu können, ist für die Jungen hier normal gewesen. Karl Dubois erachtet dies auch heute als nicht sonderlich dramatisch. „Es muss nicht schlecht sein..., es hat funktioniert.“ Bestätigt wird er durch die jeweiligen Entscheidungsprozesse seiner drei Söhne, die trotz aller Wahlfreiheit und trotz der Entscheidungshilfen, die ihnen zur Verfügung standen, alle dieselbe Grundausbildung als Mechaniker – in einem Betrieb, der Uhrwerke herstellt – absolviert haben. „Es ist eigentlich recht gut herausgekommen“, bilanziert Dubois seine nicht erfolgte Berufswahl lakonisch. Sein Vater war als Akkordarbeiter in der ‚Emboîtage‘, der Produktion von Uhrenscha-lungen, tätig gewesen. Er war kein gelernter Uhrmacher, sondern er hatte sein Leben lang eine wenig qualifizierte, weitgehend standardisierte Tätigkeit verrichtet. Also trat Karl Dubois nicht einfach in die Fußstapfen des Vaters, als er diesem in die Firma Jérôme folgte. Vielmehr ebnete er sich mit seiner Industrieuhrmacher-Lehre den Weg zum qualifizierten Facharbeiter und damit, gemessen an seinem Vater, zu einem – wesentlich durch die konjunkturelle Lage begünstigten – beruflichen Aufstieg. Doch nicht allein die formalen Arbeitsbedingungen des jungen Dubois unterscheiden sich von denjenigen des Vaters. Auch hinsichtlich der Arbeitsinhalte und des Stellenwerts, den die Uhr für den Beruf einnimmt, lassen sich grundlegende Differenzen feststellen. Während sein Vater mit Bestandteilen von Uhren beschäftigt war, wurden in der Ausbildung zum Industrieuhrmacher alle Bereiche der Produktion einbezogen. Karl Dubois hat in seiner Lehrzeit, wie er es ausdrückt, „die ganze Uhr kennen gelernt“, und dabei eine tiefe Leidenschaft für dieses kleine runde Ding entwickelt. Wenn er von „seinem Beruf“ spricht, dann stilisiert er die Uhrmacherei zu einer ganzheitlichen Tätigkeit, die geprägt ist von einer sich immer wieder einstellenden Faszination von der Präzision

und Komplexität des Gegenstandes. Die „reine Uhrmacherei“ allerdings, so Dubois, praktiziert man nur mit der mechanischen Uhr. Um diese zu beherrschen, „muss man gut sein“. So verstanden wird die Uhrmacherei zur Kunst: „Dieses Handwerkliche, das was heute immer noch gefragt ist: Das ist das Kennen der Uhr. Und wenn irgendetwas nicht funktioniert: Was mache ich dann? Das ist eigentlich die Kunst. Und diese Kunst kann man nicht einfach aus den Büchern lernen.“ Die Arbeitsabläufe des Uhrmachers lassen sich nur bedingt routinieren oder arbeitsteilig organisieren. Anders als jedes andere Handwerk erfordert die Uhr umfassendes Können; ein Mechaniker oder ein Werkzeugmacher kennt, so Dubois, immer „nur einen Teil davon“.

Wer Karl Dubois zuhört, dem wird bald einmal klar: Hier spricht einer, der mit Leib und Seele an seinem Beruf hängt. Mit der Uhr verbindet ihn weit mehr, als nur ein beachtlicher Wissensbestand oder Lohnarbeit: Von ihr hängt ab, wie er den technologischen Fortschritt beurteilt; an ihr misst er Tüchtigkeit und Fähigkeiten eines Berufsmenschen; sie steht für seine Vorstellungen von Ästhetik und Kunst. „Zehn Sekunden pro Tag für eine mechanische Uhr ist ein sehr gutes Resultat.“ Engagiert wirbt Karl Dubois für die Chronometer: „Und Sie wissen, dass jede Uhr 86 400 Sekunden hat pro Tag. Wenn Sie mit einer mechanischen Uhr zehn Sekunden verlieren, bedeutet das, wenn Sie mit dem Auto von Bern nach Basel fahren, und Sie rechnen das in Metern um, dann haben Sie einen Fehler von zehn Metern.“ Und schwärmerisch fügt er hinzu: „Die Menschheit hat nie eine genauere, exaktere Maschine gebaut.“ In Karl Dubois Augen ist die Uhr eine annähernd vollkommene Konstruktion. Über die Jahrhunderte wurde sie perfektioniert – nicht allein, was die Genauigkeit anbelangt, sondern auch hinsichtlich der Materialien, die verwendet wurden. Selbst auf die Ästhetik im Innern der Uhr wurde Wert gelegt. „Diese Uhren, früher, die sind bis in die Ekstase getrieben worden, mit Sachen, die überhaupt nicht wichtig sind, reine Ästhetik. Am Schluss haben sie den Boden darauf gedrückt und kein Mensch hat das gesehen.“ Die Liebhaberei wurde auf die Spitze getrieben. Aber dann – dann kam die Quarzuhr.

„Also der große Crash, wenn man dem so sagen will, ist eigentlich in den siebziger Jahren gekommen, als die Quarzuhr überhand genommen hat. Das ist der Tod gewesen, über Nacht. Was ist passiert: Diese Uhren sind nicht verkauft worden, die sind zwei, drei Jahre am Lager geblieben, und am Schluss will die niemand mehr. Es will niemand eine alte Uhr. Und darum ist es eigentlich auch der Bérénice schlecht gegangen.“

Mit der Quarztechnologie veränderte sich der Uhrmacherberuf dramatisch. Das handwerkliche Geschick, die Erfahrung und das Flair für die

einzigartigen Stücke verloren weitgehend an Bedeutung. Zwar wurden in Dubois damaligen Betrieb mechanische Uhren industriell hergestellt. Folgt man seiner Schilderung, wurde die Uhr aber eigentlich erst mit Quarz zum Massenprodukt. Karl Dubois sagt es unmissverständlich: Die wahre Uhr ist für ihn die mechanische Uhr. „Sein Herz schlägt nur für Mechanik“, sagt er über einen Kollegen und stellt damit klar, dass dieser auf der rechten Seite steht, ein Gleichgesinnter ist. Die mechanische Uhr ist von einer geheimnisvollen Aura des einzigartigen, unberechenbaren, unzählbaren ‚Lebewesens‘ umgeben. Jede Uhr ist anders und dies stellt an den Uhrmacher besondere Anforderungen. „Eine Quarzuhr machen, das kann heute jeder, das ist auch der große technologische Wandel gewesen. Aber um eine mechanische Uhr zu machen, da brauchst du auch noch einen guten Uhrmacher, nicht nur gute Materialien.“ Vor dem Hintergrund des partikularistischen Zugangs, den er zur Uhr hat, wird deutlich, dass „Quarz“ für Karl Dubois die Ambivalenz der Modernisierung versinnbildlicht: Sie ist gleichsam Fortschritt und Rückschritt in einem. Wessen Herz für Mechanik schlägt, der macht prinzipiell keine Quarzuhren. Die Quarzuhr ist quasi Anti-Uhr. Im Kern ist sie das Gegenteil dessen, was das hochpräzise, aus optimal aufeinander abgestimmten Bestandteilen bestehende Werk einer mechanischen Uhr zu bieten hat.

Der Wechsel zur Firma Manon 1982 erscheint in diesem Lichte weit dramatischer, als es die Begründung mit dem pragmatischen Argument der geografischen Nähe vermuten ließe. Bereits zu Beginn des Interviews wird denn auch deutlich, dass Karl Dubois sich nicht wirklich mit dieser Firma identifiziert und dass sein Interesse an der Quarzproduktion marginal ist. Das Produkt, die ‚alte‘ Technologie „war nicht mehr gefragt“, sagt er über die Krise der Firma Bérénice – und somit war eigentlich auch sein Beruf nicht mehr gefragt. Bei Manon ist das Innere der Uhr ein Massenprodukt, angekauft von der Firma ETA, der Hauptproduzentin von Quarzwerken in der Schweiz. Relevant und werbewirksam ist bei Manon nur das Design. Formal hat sich Dubois‘ Tätigkeit nicht verändert. Auch nach 1982 ist er mit der Reparatur von Uhren beschäftigt. Seine Position hat er inzwischen gar verbessern können, ist er doch bei der Manon zum stellvertretenden Atelier-Leiter avanciert. Trotzdem wird man den Eindruck nicht los, dass 1982 für das Leben des Karl Dubois ein folgenschweres Datum darstellt. Es bedeutete Abschied zu nehmen von der mechanischen Uhr und von der Uhrmacherei als ‚Kunst‘ – was sie, obwohl er in der industriellen Produktion tätig war, für Karl Dubois offenbar stets war.

„Das sind eigentlich zwei Welten: Was ich vorher gemacht habe, in der Mechanik, das ist reine Uhrmacherei gewesen, und was wir

heute machen, das ist moderne Reparatur. Sie müssen einfach auch die Dimensionen kennen, von denen ich jetzt rede: Das sind hundertzwanzig bis, in der Spitzenzeit, hundertachtzig Reparaturen pro Tag.“

Der Ironie des Schicksals ist es zu verdanken, dass der Wechsel zur Firma Manon für Karl Dubois einen entscheidenden Wendepunkt in seinem Leben darstellt, obwohl er den langen Arbeitsweg in den Jura doch gerade deshalb hatte vermeiden wollen, um keine allzu tiefgreifende Beeinträchtigung des Alltags in Kauf nehmen zu müssen. Nach dem Austritt aus der Firma Bérénice gab es – zumindest beruflich – kein Zurück zur mechanischen Uhr. Die „schönen Stücke“, von denen er uns mit sichtlichem Stolz einige präsentiert, gehören dem Privatleben an: Die Uhrmacherei als Kunst betreibt er zuhause, als sein Hobby:

„Eine Omega, das ist natürlich etwas ganz anderes, die ist über 100-jährig, 120-jährig, auch eine Longines. Da hat es schon Prunkstücke darunter. Also die ganz spezielle Mechanik, das mache ich sehr gerne. Aber nicht unbedingt in der Manon. Das mache ich daheim. Aber wirklich nur spezielle Sachen.“

Das Schicksal, vor der Krise der Uhr kapitulieren und sich der ‚primitiven‘ Quarz zuwenden zu müssen, trägt Karl Dubois freilich nicht alleine: Er trägt es zum Teil mit den 35 000 Werk tätigen, die seit Anfang der 70er Jahre bis Mitte der 80er Jahre aus der Branche ‚gespült‘ wurden. Wer damals abgesprungen ist, sei nicht mehr zurückgekehrt, verrät uns Dubois. Und er trägt es mit seinem Dorf, das einen unerhörten Wandel durchgemacht hat. Die wirtschaftliche Struktur hat sich stark verändert. Unzählige Firmen sind eingegangen: „Eine Heloise, eine Onzona, eine Eloga, eine Jérôme, eine Sperina – das gibt es alles nicht mehr heute.“ Stattdessen gibt es neben der Manon noch ein, zwei kleine Uhrenhersteller. Das Dorf ist nicht mehr die Gemeinschaft von früher: Vertrautes ist verschwunden und durch seelenlose Modeuhren sowie einige Computerfirmen ersetzt worden. Es ist kein Uhrmacherdorf mehr. Und die Leute, die in den neu zugezogenen Betrieben arbeiten, haben mit dem Dorf nicht viel zu tun. „Das sind alles Leute, die von auswärts gekommen sind. Also ihre Identifikation mit dem Dorf ist von mir ausgesehen nicht groß.“

In Karl Dubois‘ Jugend hat die Patronage, die Kultur der Uhrenunternehmer, deren Firma zum Familienbesitz gehörte, das Dorf nachhaltig geprägt. „Der Patron ist der absolute König gewesen. Aber der Patron hat auch geschaut, dass es dem Arbeiter gut gegangen ist“. Nicht allein, dass er dafür sorgte, dass die Söhne seiner Arbeiter im Unternehmen unterkamen; in den fünfziger Jahren habe er seinen Vater er-

muntert, sich ein eigenes Haus zu kaufen, und ist ihm dafür Bürge ge-
standen. In Karl Dubois' Schilderung erscheint der Patron als eine ge-
rechte, großzügige und charismatische Figur, die nicht nur Einfluss auf
die Dorfgemeinschaft ausübte, sondern auch in seinem unmittelbaren
familiären Erfahrungsraum unübersehbare Spuren hinterließ. Das Ver-
hältnis zum Patron erforderte Pflichtgefühl und Loyalität; im bescheiden-
en Leben einer Arbeiterfamilie der Nachkriegszeit garantierte es aber
zugleich für Sicherheit und Stabilität und für ein ‚gutes Leben‘. Dubois
verteidigt die alte, hierarchische Unternehmensstruktur – nicht aus Sen-
timentalität, sondern aus Überzeugung, dass auch sie ihr Gutes hatte.
An Herrn Rénal, den Patron, hat er ein respektvolles Andenken be-
wahrt. Und die klaren Verhältnisse in der Jérôme scheinen seinem Wes-
sen bis heute vertrauter zu sein, als so mancher Zug neuer Unterneh-
mensphilosophien und deren Träger. Mit leicht herablassendem Ton
spricht er denn auch über seinen heutigen Chef: „Also der Herr Wehrle,
der heute in der Manon Patron ist, das ist ein junger dynamischer Mann.
Gut, die Manon gehört ja nicht ihm. Währenddem eine Jérôme hat
natürlich dem Rénal gehört, oder, das ist schon klar.“ Vor der Familie
Rénal hat man „drei Mal genickt“. Heute aber brauche es nicht mehr
diese Art von Patron, die allein schon durch ihr Auftreten Autorität
verströmten, sondern solche, die „kommerziell denken“.

Im Leben von Karl Dubois scheint es eine Zeit gegeben zu haben,
als für seinen Geschmack alles in Ordnung war, alles „funktionierte“. Wäre
es nach ihm gegangen, hätte der technologische Fortschritt damals gestoppt
werden können. Nimmt man ihn beim Wort, dann war die vollkommene Ma-
schine mit der Uhr erfunden worden – mehr wäre eigentlich nicht nötig
gewesen. Dass es trotzdem weitergegangen ist, dass trotzdem neue Techno-
logien entwickelt wurden und immer noch entwickelt werden, musste er in
Kauf nehmen. Aber die Befriedigung ist zu spüren, wenn er feststellt, dass
Fehler gemacht wurden, dass in der Schweiz angesichts der Angst vor den
Billiguhren aus Asien in den 70er Jahren zu viele Konzessionen gemacht
wurden. Leise Genugtuung spricht auch aus seiner Einschätzung, dass sich
heute zeige, dass Nicolas Hayek nicht alles richtig gemacht habe. Für
Dubois ist Hayek ein Eindringling in die Welt der Uhr. Er ist der ‚Fremde‘,
der von außerhalb der Branche kam. Einem, der mit der Sache nicht vertraut
ist, unterlaufen gezwungenermaßen Fehler. Dubois kritisiert, dass im Zuge
der Rationalisierung alte Strukturen zerschlagen wurden: Alles, was alt war,
habe man damals eingestanz, Maschinen und Werkzeuge zum Alteisens-Preis
verschachert. Und heute würden wieder alte Uhren hervorgeholt, limi-
tierte Stückzahlen von Exemplaren mit spezieller Mechanik hergestellt.
Sein Triumph rührt nicht nur daher, dass er in der Sache recht bekom-
men hat. Mit der Demontage des vielgelobten Retters der Schweizer

Uhr, Hayek, kratzt er am Bild des schillernden, „kommerziell denkenden“ Managers von heute, das der Konzernchef verkörpert.

Karl Dubois beklagt sich nicht, dass er sich von der vollkommenen Uhr – und einer hinreichend „funktionierenden“ Welt – hat verabschieden müssen. Und er verschließt sich dem Neuen nicht. Dass Manon von der großen Krise unberührt und bis heute ein solides Unternehmen geblieben ist, lässt er ebensowenig unerwähnt wie die Tatsache, dass „Swiss Made“ nach wie vor ein Label sei, das sich sehen lassen könne: „Aber ich glaube, ‚Swiss Made‘ ist immer noch eine Qualität, ob das jetzt Uhren oder Chocolat sei, Maschinen oder was auch immer, es zählt schon noch ein bisschen etwas. Also ich glaube nicht, dass wir alles verloren haben.“ Nüchtern stellt er fest, dass ein Quarzwerk nicht teuer, sondern zuverlässig sein müsse, und dass der Slogan in der Quarz-Produktion nicht heißen müsse „So gut wie möglich“ sondern: „So gut wie nötig“. Das Uhrwerk muss nicht schön sein, sondern es muss funktionieren.

Doch bei allem Pragmatismus verhehlt er nicht, dass er im Grunde anders denkt; dass er das Primat des Marktes ablehnt und ihm der Zeitgeist widerstrebt. Dies fällt dann auf, wenn er über den Stellenwert des Geldes in der heutigen Gesellschaft spricht. Geld sei derart wichtig geworden heute, „dass fast alles nur noch nach diesem blöden Geld schreit. Und dabei ist es im Endeffekt gar nicht wichtig.“ Der Wert des Geldes an sich ist für ihn, wie der Wert aller materieller Dinge, relativ. Es versteht sich, dass er seine ‚Wertetheorie‘ zunächst auf die Uhr anwendet. Wenngleich es Uhren wie die Swatch oder noch billigere Labels gibt, die den Stellenwert eines Wegwerfartikels haben, gibt es nach wie vor Menschen, die teure Uhren kaufen. Und Menschen, die ihre Uhr reparieren lassen, obwohl sie dies teurer zu stehen kommt, als wenn sie eine neue kauften. Anhand der Uhr durchgespielt, ist die Beweisführung seiner subjektiven Nutzentheorie ein Leichtes: „Was ist das, ‚Wert‘? Im Endeffekt will ich einfach eine Uhr, die funktioniert, eine Uhr, die mir gefällt. Eine Uhr hat von mir aus gesehen sehr viel emotionale, sentimentale Seiten.“

Karl Dubois ist nicht ein Mensch, der nach Wohlstand strebt. Die Geldgier der Schweizer, die er in den Medien zu erkennen glaubt, widert ihn an. Und es scheint ihn zu treffen, dass der streitbare Schweizer Finanzier Martin Ebner letzthin ausgerechnet die Uhrmacher überreden wollte, ihr Geld in Aktien anzulegen. In einer unzeitgemäßen Art und Weise widersetzt er sich dem Diktat des Geldes. Um ein gutes, ein ‚richtiges‘ Leben zu führen, ist Geld seiner Ansicht nach nebensächlich. Der Vater ist ihm in dieser Hinsicht leuchtendes Vorbild geblieben: „Mein Vater hat nichts gehabt, rein gar nichts. Wenn es uns schlecht

gegangen ist, hat er gesagt: „Ja, es geht dann schon wieder ein Türchen auf.“

Die Bauern seien Opfer ihrer selbst geworden, so kommentiert Karl Dubois die Entwicklung in der Schweizer Landwirtschaft – den einzigen Wirtschaftszweig, über den er sich, abgesehen von der Uhrenindustrie, spontan äußert. Schulden hätten sie gemacht, unverhältnismäßig viele Maschinen angeschafft und Kühe mit absurden Milchleistungen herangezüchtet. „Die haben eine riesige Milchleistung, und am Schluss kannst du sie nicht mehr essen.“ Die Unverhältnismäßigkeiten in der heutigen Landwirtschaft, wie Dubois sie schildert, weisen Parallelen auf zu den Fehlern, wie sie seiner Ansicht nach in der Uhrenbranche vor dreißig Jahren gemacht worden sind: Überproduktion, unangemessene Technisierung, Zerschlagung überkommener lokaler Strukturen. Sein Rezept klingt einfach: Möglichst traditionell sollte man wieder bauern, Schulden tunlichst vermeiden. Die Konsumenten nämlich, so Dubois, ziehen es durchaus vor, einen ‚gerechten Preis‘ zu bezahlen, wenn die Ware vernünftig produziert worden ist. Die von den technologischen Möglichkeiten in der Landwirtschaft verwöhnten Bauern müssten diesbezüglich vermehrt zu Konzessionen bereit sein. Er appelliert dabei im Grund an die Flexibilität der Bauern. Seine Aussagen relativierend fügt er hinzu, die Bauern seien „fast noch konservativer als die alten Uhrmacher, die hängen am Alten“.

Karl Dubois stellt sich als einen konservativen Menschen dar. Trotzdem gibt er bereitwillig und kompetent Auskunft über die neuesten wirtschaftlichen und technologischen Entwicklungen in der Uhrenbranche und scheint diese auch weitgehend zu akzeptieren. „Die Technologie von der Uhr ist nie fertig“, sagt er und liefert uns auch gleich Beispiele dafür, die Funkuhr von Junghans oder die ‚Autoquarz‘, eine neuartige Kombination von Automat und Quarz. Karl Dubois ist kein rückwärtsgewandter Pessimist. Obwohl er die neusten Errungenschaften der Uhrenbranche anerkennt, fehlen bei diesen Ausführungen die Überzeugung und die Leidenschaft, die er verspricht, wenn er über die alte, die vergangene Uhrmacherkunst spricht. Im Laufe des Gesprächs wird Karl Dubois gebeten, seine Meinung über die Rationalisierungs- und Konzentrationsprozesse in der schweizerischen Wirtschaft zu äußern.

„Am Schluss muss etwas herauschauen, sonst können sie zwar einen Haufen Umsatz machen, aber sie sind gleichwohl am Boden. Weil der Umsatz ist für einen Betriebszweig oder für eine Firma überhaupt nicht wichtig. Wichtig ist, was am Schluss unter dem Strich herauschaut. Wenn nichts mehr herauschaut, und sie falsch gewirtschaftet haben, dann sind sie am Ende.“

In seiner Antwort fasst er die ökonomischen Umbrüche der 90er Jahre pointiert zusammen und übt implizit auch Kritik am radikalisierten und global gültigen Effizienzgebot, das auch die Uhrenbranche dominiert. Doch damit erschöpfen sich seine Ausführungen bereits. Er ist weder geneigt, seine Sicht auf die wirtschaftlichen Entwicklungen zu ergänzen, noch gibt er Prognosen für deren weiteren Verlauf ab. Angesichts von Fragen über die Zukunft schweigt Karl Dubois – er, dessen sorgfältige, zuweilen beinahe pädagogisierende Ausführungen zum Beruf des Uhrmachers, zur Geschichte der Uhr und allgemein zur Vergangenheit wir zuvor vernehmen durften. Wir haben viel erfahren. Im Gespräch lässt er weder Zweifel an seiner Informiertheit aufkommen, noch mangelt es ihm an Urteilskraft, wenn er über die Uhrenbranche spricht. Seinen Antworten lässt sich aber nicht entnehmen, welches Bild er sich von der Zukunft der Schweiz macht. Seinem Auftreten nach erscheint Dubois als ein moderner, ein aufgeschlossener Mensch. Doch im innersten seines Herzens scheint er in einer anderen, einer vergangenen Welt zu leben. Er befindet sich in einem sonderbaren Zustand: Seit 1982 herrscht Stillstand. Über die Zukunft schweigt er, weil sie für ihn persönlich längst begonnen hat. Nach 1982 hat sich der wirtschaftliche Fortschritt für ihn insgesamt nachteilig ausgewirkt, ihn gleichsam blockiert. Sein Beruf hat keine Zukunft. Die Arbeit, die er in der Manon verrichtet, das ist nicht mehr „sein Beruf“. Mit wirklich schönen, mechanischen Uhren hat er es nur noch zu Hause im stillen Kämmerlein zu tun. In seinen abschließenden Worten stellt er seine Situation nochmals als unlösbares Dilemma dar:

„Die Manon wird über das Design verkauft; das ist etwas ganz Anderes. Das sind zwei verschiedene Welten. Also die Mechanik ist auch meine Welt, im Prinzip. Aber ich kann nicht sagen: ‚Ich will Mechanik machen.‘ Was soll ich dann machen? ‚Das Eine tun und das Andere nicht lassen?‘ Aber wenn du ein Jahr nicht mehr auf diesen Uhren arbeitest, dann bist du weg vom Fenster. So schnell geht das. Das ist fast, wie wenn du ein Knie kaputt machst – bis es wieder funktioniert (lacht). So einfach ist das.“

Dass wir bei Karl Dubois auf ein Denken stoßen, das sich der Reflexion über die zukünftige Entwicklung der Uhrenbranche und Prognosen für die schweizerische Gesellschaft verweigert, liegt in erster Linie in seiner beruflichen Biographie sowie in der Zugehörigkeit zur Uhrenindustrie begründet. Die Faszination der mechanischen Uhr, der er seit seiner Lehrzeit anheimgefallen ist, bindet ihn gleichsam zurück an eine unwiederbringlich vergangene Hochblüte dieser Technologie. Die Uhrenkrise erweist sich als traumatisches Ereignis, das bis in die persönliche Identität des Uhrmachers seine Spuren hinterlassen hat. Dies ist dem Um-

stand zuzurechnen, dass Karl Dubois über das typische Arbeitsethos des Uhrmachers verfügt. Es ist dies der Ausgangspunkt und Referenzrahmen seiner Reflexionen und deshalb entscheidend für seine Deutungspraxis. Der krisenbedingte Wechsel in die Quarzproduktion hat sein Denken nachhaltig blockiert: Er hat den Kern seiner moralischen Urteilskraft preisgeben müssen, als er seine angestammte Tätigkeit aufgab. Was ihm widerfahren ist, gleicht dem Prozess der ‚Entberuflichung‘, der eintritt, wenn jemand in Rente geht. Der Verlust des Berufs als sinn- und orientierungsstiftende Institution ist eine höchst krisenhafte Erfahrung. Wird diese Krise nicht erfolgreich überwunden, gibt es außer der Vergangenheit keinen Orientierungspunkt, keinen Ort mehr, an dem die Vorstellungen über die Zukunft anknüpfen könnten. Karl Dubois hat diesen Übergang in den Ruhestand mitten im Erwerbsleben vollzogen.

Die ausgeprägte berufliche Identifikation von Karl Dubois liegt aber auch noch anderswo begründet: Der Aufstieg aus dem Arbeitermilieu scheint in gewisser Weise begünstigt zu haben, dass er sich bedingungslos den in seinem Beruf geltenden ethischen Grundprinzipien verschrieben hat. Karl Dubois Loyalität gegenüber der Firma, in der bereits sein Vater gearbeitet hatte, war von Anfang an ungebrochen. Nicht zu unterschätzen ist dabei zudem die vergemeinschaftende Funktion, welche der Beruf für Karl Dubois und seine Umgebung ausübte. Wenngleich die Arbeit mit der Uhr an sich einen Einzelgänger voraussetzt, schaffte dennoch die Identifikation mit dem Beruf ein Zugehörigkeitsgefühl, das die Menschen über die Uhrenfirma hinaus im ganzen Dorf – oder sogar in der ganzen Region – verband. Die Uhrenproduktion machte das Dorf zu einer Schicksalsgemeinschaft.

Karl Dubois hat sich – gleichermaßen physisch und mental – in sein privates Atelier zurückgezogen, das er im Untergeschoss seines Einfamilienhauses eingerichtet hat. Mit der ihn umgebenden Gesellschaft hat er insofern abgeschlossen, als er sich nicht genötigt sieht, über deren Zukunft nachzudenken. Anders als in der Variante *Individualismus und zerstörerischer Wettbewerb*, in der Berufsstolz und Treue zur Firma dazu führen, dass gegen Egoismus und Globalisierung geschimpft und die Rückkehr der Moral in die Unternehmen gefordert wird, hält sich Dubois zurück.⁴¹⁴

Eine Weigerung, sich über die kollektive Zukunft zu äußern, wie sie am Fall Dubois exemplarisch gezeigt wurde, ist weder mit einer generell ablehnenden Haltung im Gespräch mit den Interviewenden gleichzusetzen, noch verweist sie auf eine allgemeine Beeinträchtigung der Vorstellungskraft und Phantasie. So ist Karl Dubois zum Beispiel äußerst

⁴¹⁴ Vgl. Kapitel 6.2.

eloquent, wenn er über seinen Beruf und die Uhr spricht. Dabei stellt der Beruf den Kern seiner Weltdeutung dar. Über ihn gelangt er zur Funktionsweise gesellschaftlicher Solidaritätsbeziehungen in einer von der Uhrenindustrie abhängigen Region und schließlich zur Dorfgemeinschaft als dem Mikrokosmos seiner Kindheit. Ausgehend vom Beruf entwickelt er sein Konzept von Sozialisation, das weniger die freie Wahl und die Selbstentfaltung als dessen vergemeinschaftende und identitätsstiftende Kraft ins Zentrum stellt. Die Uhr hingegen dient in Dubois Deutungen als *pars pro toto*: Die konservative Wertetheorie, die er anhand der Uhr entwickelt, lässt sich auf die gesamte Wirtschaft übertragen. Ebenso übertragen lässt sich seine Vorstellung von Ästhetik und technischer Vollkommenheit, die bei seiner Beschreibung der Uhrmacherkunst zur Geltung kommt. Es liegt weitgehend im Wesen sowohl der Uhr als auch des Uhrmacherberufs begründet, dass Dubois' Ausführungen stets konkretistischen, partikularistischen Charakter aufweisen. Auch die Vorstellungen vom gesellschaftlichen Kollektiv werden ausgehend von der eigenen Erfahrung im Beruf und im stark mit der Uhrmacherei verbundenen Dorf entwickelt. Seine Bezugsgruppe sind die Uhrmacher und das von der Uhrenproduktion abhängige Dorf.

Von Personen, die typischerweise zu einem Szenario neigen, in dem die kollektive Zukunft konsequent ausgespart wird, kann also durchaus eine eigenständige und differenzierte Vorstellung von der Gesellschaft entwickelt werden. Dabei ist häufig ein ausgeprägter Berufsstolz vorhanden, eine affektive Arbeitsorientierung, eine enge Bindung an die Mitarbeitenden, die Gruppe, das Team. Auch der Betrieb selber übernimmt in der Regel eine vergemeinschaftende Funktion. Aufgrund der Alltagspraxis im Beruf werden die maßgebenden moralischen Prinzipien entwickelt, auf denen dieser Denkstil aufbaut. Dieses Denken orientiert sich nicht an einem dichotomischen Weltbild. Ausgehend von den jeweiligen Arbeits- und Berufsethiken wird aber häufig eine ausgeprägte Neigung zur Distinktion entwickelt: Gegenüber nicht- oder schlechter Qualifizierten im eigenen Handlungsfeld; gegenüber anderen, meist weniger traditionsreichen Betrieben; gegenüber dem angeblich nicht qualitätsbewussten Ausland; gegenüber neuen Unternehmensphilosophien, durch welche auf Erfahrung basierende Kenntnisse im Beruf entwertet und durch ein beliebiges ‚Kochbuchwissen‘ ersetzt würden.

In vielen Belangen, auch hinsichtlich des Sozialprofils, haben wir es hier mit ähnlichen Menschen und einem verwandten Denkstil zu tun, wie sie im Abschnitt über *Individualismus und zerstörerischer Wettbewerb* dargestellt wurden.⁴¹⁵ Die beiden Typen unterscheiden sich primär hinsichtlich ihres Verhältnisses zur Zukunft und darin, ob sie diese ange-

⁴¹⁵ Vgl. Kapitel 6.2.

messen und bildhaft darzustellen vermögen oder nicht. Neben einem gewissen Alterseffekt müssen die Gründe für das Schweigen über die Zukunft in den biographischen und in den branchen- sowie zeitspezifischen Charakteristika dieser Fälle gesucht werden. Die Erfahrungen, die im Beruf gemacht wurden, und die moralischen Prinzipien, die davon ausgehend entwickelt wurden, gehen zurück auf ein ‚Goldenes Zeitalter‘ der Branche, das in den 60er und 70er Jahre anzusiedeln ist. In dessen Zerfall liegt denn auch die idealisierende, rückwärtsgewandte Tendenz dieses Denkstils begründet. Aufgrund von wirtschaftlichen Umbruchsprozessen sowie mit zunehmendem Alter dominiert ein Gefühl des Überrolltwerdens. Bei Personen, welche über ein ausgeprägtes Arbeitsethos verfügen, können Prozesse, im Laufe derer sich ihr Beruf völlig wandelt, zum Rückzug führen. Sei es, dass sich diese der Kultivierung ihres ‚vergangenen‘ Berufs im Privaten zuwenden, sei es, dass sie sich in eine alternative Sphäre zurückziehen und ihre Berufsarbeit nurmehr leidenschaftslos als Broterwerb darstellen. Dies kann dazu führen, dass sich der Wahrnehmungshorizont zunehmend verengt und sie sich vermehrt Reflexionen über die gegenwärtige und künftige Entwicklung ihrer Branche sowie der Gesellschaft als Ganzer enthalten.

Auf eine *Verweigerung einer kollektiven Zukunft* trifft man vorwiegend bei Männern der älteren Generation. Sie stammen häufig aus dem eher bildungsfernen Milieu der Arbeiterschicht oder des Kleinbürgertums und sind durch ihre beruflichen Laufbahn in die Mittelschicht aufgestiegen. Dieser Aufstieg wurde in den meisten Fällen durch den allgemeinen Fahrstuhleffekt der Hochkonjunktur begleitet, der sich in der jeweiligen Branche, besonders für junge Facharbeiter, günstig auswirkte. Zentral für diesen Typus ist die Identifikation mit dem Beruf, dem Betrieb und mit dem Berufsfeld. Hinzu kommen häufig ausgesprochen starke betriebsinterne Bindungen. Schließlich dominiert das Modell der Lebensstelle: Der Firma bleibt man, wenn möglich, ein Leben lang treu. Ebenso prägend sind das geringe Maß an Mobilität sowie die starke Verwurzelung in der Region oder sogar im Heimatdorf.

Eine Firmentradition, die auf Loyalitätsverhältnisse semi-feudalen Charakters abstellt, wie dies im Fall Dubois geschildert wurde, stellt in der schweizerischen Unternehmenslandschaft ein Auslaufmodell dar.⁴¹⁶ Für die Einzelnen bedeutet dieses Eingebundensein in einen Berufsstand und in eine Familientradition nicht nur Abhängigkeit. Vielmehr verheißt sie auch Sicherheit und Stabilität. Es ist deshalb nicht überraschend, dass vergangene Verhältnisse idealisiert wurden und die Welt gleichsam von früher aus erlebt wird. Diese Sicht auf die Gegenwart ist traditionalistisch und zuweilen konservativ geprägt. Da ein gewisser

⁴¹⁶ Vgl. Kapitel 3.4 und 3.5.

Realitätssinn trotz allem meist erhalten geblieben ist, könnte insgesamt von einem Gefühl des Fatalismus gesprochen werden, das den Deutungen der Vergangenheit – aber auch der Verweigerung, die Zukunft zu kommentieren, zugrunde liegt.

8.2 Schrumpfung von Zukunft: Sandra Bigler

Sandra Bigler, geboren 1977 in der Region Bern als viertes Kind einer Bankbeamtin und eines Spenglers. Kaufmännische Lehre. Heute in einem Treuhandbüro mit der Revision von Buchhaltungen beschäftigt.⁴¹⁷

Sie habe schon immer gerne Kinder gehabt, verrät uns Sandra Bigler. Kinder sind für sie ein Synonym für Zukunft: „Ich möchte auf alle Fälle einmal Kinder haben. Die Vorstellung, ohne Nachkommen alt zu werden, ist für mich Horror. Ohne Enkelkinder. Das kann ich mir gar nicht vorstellen. Und ich habe immer gern Kinder gehabt. Ich könnte mir nicht vorstellen, nie Kinder zu haben.“ Die Zwanzigjährige empfängt uns in ihrer Wohnung, die sich im ersten Stock des elterlichen Hauses befindet. Die Biglers haben das Haus vor fünf Jahren erworben. Nachdem zunächst einer der drei älteren Brüder den oberen Teil bewohnte, ist Sandra Bigler vor kurzem in die frisch renovierten hellen Räume eingezogen. Ihr Vater, von Beruf Spengler, hat selber Hand angelegt, um für seine Tochter die Küche und das Bad auf den neusten Stand zu bringen. Nicht ohne Stolz berichtet sie über ihren Einzug ins eigene Heim, in dem sie sich sichtlich wohl fühlt. Gepflegt gekleidet sitzt uns Sandra Bigler am Wohnzimmer-Tisch gegenüber. Im Hintergrund plätschert einer jener mit Moos besetzten Zierbrunnen, die zugleich als Luftbefeuchter dienen.

Seit dem Schulaustritt 1992 hat sich in Sandra Biglers noch kurzem beruflichen Werdegang das eine ziemlich reibungslos aus dem anderen ergeben. Nach der dreijährigen Lehre, die sie bei einer großen Schweizer Krankenkasse absolvierte, hat sie sich zunächst eine weitere Stelle sichern können. Ihren Wunsch, sich auf Buchhaltung zu spezialisieren, erfüllte ihr der Betrieb nach einem halben Jahr. Nach kurzer Zeit stellte sie fest, dass ihr die Stelle im unternehmensinternen Controlling nicht recht behagte: „Es hat mich gerade gar nicht befriedigt dort“, bilanziert sie rückblickend. Sie sah sich also nach etwas Neuem um und fand via Inserat die Stelle in einem Treuhandbüro, in dem sie nun seit einem halben Jahr arbeitet. Den Schwerpunkt ihrer Tätigkeit bilden Revisionen

⁴¹⁷ Interview mit Sandra Bigler vom 6. Oktober 1997: Caroline Bühler und Peter Schallberger.

bei verschiedenen Firmen, die sie in einem kleinen Team aufsucht. Anders als das Intermezzo im Controlling der Krankenkasse beschreibt sie die neue Tätigkeit als kurzweilig und anspruchsvoll: „Es ist wirklich sehr interessant“. Auf der anderen Seite sei der Anfang für sie auch sehr schwierig gewesen, da sie noch zu wenig Erfahrung gehabt habe. Seit Neuestem absolviert Sandra Bigler einen Abendkurs mit dem Ziel, den Fachausweis in Buchhaltung zu erwerben.

Sandra Bigler präsentiert sich uns als motivierte junge Frau, die weiß, was sie will, und die darauf bedacht ist, ihre Kenntnisse und Fähigkeiten gezielt einzusetzen – als eine Berufsfrau, die für die Erfordernisse der Zeit gewappnet ist. Ihre selbstdarstellerischen Kompetenzen stimmen mit dem überein, was die gängigen Empfehlungen für Bewerbungsgespräche nahe legen. Das Ringen um biographische Stringenz, wie sie für eine erfolgreiche Selbstbehauptung auf dem Arbeitsmarkt erforderlich ist, ist bei Sandra Bigler unüberhörbar. „Das habe ich schon immer gewollt“, lautet einer ihrer Schlüsselsätze. Über ihren ursprünglichen Berufswunsch, Krankenschwester zu werden, sagt sie: „Das ist immer so ein Traumjob gewesen von mir“. Als es mit der Berufswahl ernst wurde, hat sie aber pragmatisch entschieden. Statt die zwei Jahre, die ihr zum 18. Lebensjahr – das Mindestalter für eine Lehre im Pflegebereich – fehlten, in einer Mittelschule zu überbrücken, trat sie die KV-Lehre an. „Es haben mir alle gesagt, dies sei eine gute Grundausbildung und ich könne nachher noch machen, was ich wolle. Dann seien alle Wege offen. Deshalb habe ich das eigentlich gemacht und ich muss sagen, ich bin ziemlich zufrieden.“ Im Laufe der Ausbildung ist das Interesse für den Traumberuf jedoch verblasst. Stattdessen fühlte sich Sandra Bigler immer stärker der Buchhaltung zugetan. Der Wunsch, Krankenschwester zu werden, ist zunächst dem pragmatischen, auf Nummer Sicher gehenden Kalkül geopfert worden und schließlich dem Interesse für die Buchhaltung gewichen. Während der Lehre habe sie immer gute Noten in Buchhaltung gehabt, bemerkt Sandra Bigler noch. Und was dabei besonders ins Gewicht zu fallen scheint: Während die anderen Mädchen sich in den Sprachen hervortaten, brillierte sie in einem Fach, das eigentlich den Jungen mehr entsprach. Dies, so lässt sich vermuten, hob ihre Leistungen zusätzlich hervor. Sie scheint die weit verbreitete Prävalenz männlich konnotierter Fachbereiche zu teilen. Vermutlich irrt sie sich nicht, wenn sie sich mit ihrer Begabung mehr Anerkennung gesichert zu haben glaubt, als ihre sprachbegabten Mitschülerinnen. Außerdem deckt sich ihre Neigung für die Buchhaltung mit ihrer persönlichen Präferenz. Sie habe mit Sprachen nie viel anfangen können. „Es hat mich einfach nicht interessiert“.

Es ist bezeichnend für die Art, wie Sandra Bigler sich im Gespräch gibt, dass sie stets entweder pointiert für oder gegen eine Sache Stellung

bezieht. Sie scheidet die Themen, die angesprochen werden, prinzipiell in solche, die sie interessieren, und solche, mit denen sie nichts anfangen kann. Dies wird im Laufe des Interviews deutlich: Nachdem sie über ihre Ausbildung und ihr aktuelle berufliche Tätigkeit erzählt hat, gerät das Gespräch ins Stocken. Je losgelöster die angesprochenen Themen von ihrem konkreten Alltag und ihren persönlichen Interessen sind, desto einsilbiger werden ihre Antworten. „Ich weiß nicht“ – mit dieser eindeutigen Absage, sich auf eine Diskussion einzulassen, signalisiert sie ihr Desinteresse – egal, worum es geht: Um die Entwicklungen im Bereich der Krankenversicherungen; oder der Bank, dem Arbeitsort ihrer Mutter oder der Baubranche, in der ihr Vater tätig ist. Auf die Frage nach möglichen Auswirkungen der wirtschaftliche Krise auf ihre eigene Arbeits- und Lohnsituation antwortet sie: „Weiß nicht. Also, ich denke schon, aber, eigentlich nur so vom Hörensagen. Also selber habe ich mir dazu noch nie so groß Gedanken gemacht.“

In ihrer Selbstdarstellung als strebsame Berufsfrau und in der Art und Weise, wie sie ihre berufliche Zukunft an die Hand nimmt, entspricht Sandra Bigler dem Bild einer unabhängigen, ihre Biographie gestaltend planenden jungen Frau. In einem eigentümlichen Kontrast dazu steht ihr Lebensstil: Sprachen, Reisen, im Ausland arbeiten, das kulturelle Leben in anderen Schweizer Städten – dies alles interessiert sie nicht im Geringsten. Stattdessen schwört sie auf ländlich-dörfliche Beaglichkeit und auf – in Zeiten von Techno, Goa und Rave – eher anachronistisch anmutende Anlässe der Geselligkeit. „Ich bin eine Bünzli-Schweizerin“, sagt sie nicht ohne Koketterie und begründet damit ihr fast heiliges Prinzip, immer in der Region wohnhaft bleiben zu wollen. Sie beschränkt sich auf das, was ihre Region nach Feierabend zu bieten hat: Das Vereinsleben und die Dorffeste. Mit aufrichtigem Stolz berichtet Sandra Bigler über die Blasmusik, in der sie unlängst „zum Kasierer“ gewählt worden ist:

„Es geht eigentlich darum, Musik zu machen. Wir haben zweimal im Jahr Konzerte, gehen an den Eidgenössischen Musiktag. Aber wollen dort nicht erste werden, wir sind so im Mittelfeld. Also es ist jeweils noch schön, der Jüngste ist sechzehn und der Älteste schon bald achtzig. Und da hockt man nachher noch zusammen, jung und alt, es ist wirklich noch gut.“

Sandra Bigler teilt die Vorliebe ihrer Eltern für Anlässe unverfälschter, bodenständiger Geselligkeit. Darin zeigen sich deutliche Spuren des sozialen Umfelds, aus dem sie stammt. Der Vater ist ein von der Krise im Baugewerbe verunsicherter und in seinem Berufsstolz gekränkter Handwerker. Seine Enttäuschung wird transformiert in Ressentiments – etwa in einen fremdenfeindlichen Reflex oder einen ausgeprägten Anti-

intellektualismus. Er liefert eine pointierte Darstellung seines dichotomischen Weltbildes: „Dort reich und studiert – hier weniger reich und Arbeiter“⁴¹⁸

Die Mutter arbeitet als Schalterbeamtin in der Filiale einer Großbank. Auch sie stammt ursprünglich aus einem eher bescheidenen Arbeitermilieu. Ihre Biographie weist eine Reihe einschneidender Brüche auf: Eine ungewollte Schwangerschaft mit achtzehn, frühe Heirat, Abbruch der Lehre, das Scheitern der Ehe nach dem zweiten Kind und der Neubeginn mit dem zweiten Ehemann, mit dem sie zwei weitere Kinder hat. Mit vierzig hat sie sich entschieden, die ihr fehlende Banklehre nachzuholen, um weiterhin in einer qualifizierten Stellung arbeiten zu können. Die Schicksalsschläge und krisenhaften Ereignisse hat sie mit einem vitalen Drang nach Unabhängigkeit und Selbstbehauptung gemeistert. Während sie jedoch beruflich – wie ihr Ehemann im Übrigen auch – den Aufstieg in die Mittelschicht vollzogen hat, bleibt sie emotional und habituell in ihrem Herkunftsmilieu verankert. Ihr Denken trägt die Züge, die wir im Abschnitt über den *Verlust einer Kultur der Mütterlichkeit* beschrieben haben:⁴¹⁹ In der gegenwärtigen Gesellschaft vermisst Therese Bigler die gemeinschaftlichen Gefühle. Rückblickend idealisiert sie die nachbarschaftliche Verbundenheit und Wärme ihrer Kindheit; die Kontakte in der Bank erscheinen ihr dagegen freudlos und kalt.

Im Gespräch mit Sandra Bigler finden sich die Strukturelemente beider Elternteile wieder. An ihren Vater erinnert die verstockte, polarisierende, bisweilen trotzig Art, wie sie auf politische Fragen reagiert – insbesondere der stereotype Reflex gegenüber Fremden. Mit dem Vater teilt sie auch das Bestreben, stets das scheinbar Angemessene und den eigenen Prinzipien und Neigungen Entsprechende von dem zu scheiden, was als entfernter und abstrakter erscheint. Dem eher bildungsfernen Milieu entspricht das explizite, beinahe verächtlich vorgebrachte Desinteresse an Sprachen. Ähnlich verhält es sich mit dem Urbanen: Unter den größeren Schweizer Städten verkörpert Zürich das Dekadente, Überbordende. Zürich ist „sowieso zu groß“, und nach Genf möchte sie „allein schon der Sprache wegen“ nicht gehen.

Die Mutter hat Sandra Bigler bei der Berufswahl beraten und unterstützt. Der Entscheidung war ein sorgfältiges Abwägen vorangegangen, und sie fiel wohlüberlegt, aber auch pragmatisch aus. Beide räumen dem Beruf einen hohen Stellenwert ein. Sandra Bigler wollte „wirklich das Richtige lernen“. Beide legen Wert auf die Feststellung, dass eine Frau durch den Beruf Unabhängigkeit erlangen kann. So hat es die Mutter

⁴¹⁸ Der Denkstil des Heinz Bigler ist der Variante Individualismus und zerstörerischer Wettbewerb, Kapitel 6.2 zuzuordnen.

⁴¹⁹ Vgl. Kapitel 6.1.

erlebt. Und im Ehrgeiz der Tochter lebt der Drang der Mutter nach Selbstbestätigung und finanzieller Unabhängigkeit weiter.

Wenngleich Sandra Bigler sich zu denselben volkstümlichen Anlässen hingezogen fühlt, wie ihre Eltern, lassen sich doch bei näherem Hinsehen deutliche Unterschiede feststellen. Insbesondere die Mutter äußert ein starkes Bedürfnis nach Solidarität in allen gesellschaftlichen Sphären – von den unmittelbaren Sozialkontakten bis hin zum Zusammenhalt und Respekt innerhalb des Betriebes oder innerhalb der Schweiz. Ihr Gesellschaftsbild orientiert sich an der Vorstellung einer authentischen Solidargemeinschaft, die sie in der Vergangenheit in nachbarschaftlichen Freundschaftsbeziehungen in der Arbeitersiedlung, in der sie aufgewachsen ist, erlebt hat. Darüber hinaus ist diese Grundstruktur äußerst prägend für ihr Arbeitsethos: Respekt und Verantwortungsgefühl gegenüber dem Kunden sind Prinzipien, die für sie in der Bank an erster Stelle stehen. Sie tut sich schwer mit Tendenzen, die ihre Arbeit als Schalterbeamtin zu einem Verkaufsjob degradieren, wobei die ehrliche und authentische Beratung wegfallen soll. Sie verfügt über eine ausgesprochen starke Gemeinwohlorientierung. Als typische Vertreterin des Szenarios *Bedrohung der Solidargemeinschaft* beklagt sie Tendenzen, die in der gegenwärtigen Gesellschaft auf eine Zunahme von Egoismus und Anonymität hinweisen. Bei Sandra Bigler, der Tochter, ist keine vergleichbare Grundhaltung zu finden. Sie legt zwar Wert darauf, lokalen Gemeinschaften anzugehören – dem Verein, dem Dorf. Doch sie verfügt nicht über einen für die Deutungen derart prägenden intrinsischen Drang, immer und überall Vertrauensverhältnisse einzugehen, wie er der Mutter eigen ist. Die Tochter verspricht sich von ihrer Freizeittätigkeit nicht in erster Linie, in ein solidarisches Ganzes integriert zu sein. Vielmehr sichert sie sich so Anerkennung und Aufmerksamkeit. Sie gibt zu verstehen, dass es ihr wichtig ist, dass sie sich im Verein – nach sechs Jahren Mitgliedschaft und nach der Ernennung zum Kassierer – einen gewissen Respekt erwerben konnte. Er ist der Ort, wo sie mühelos Karriere machen kann. Auch Schul- und Arbeitskollegen und -kolleginnen erscheinen eher als willkommene Konkurrenz, denn als Freundinnen. Selbst die Partnerschaft und zukünftige Ehe mit ihrem Freund erweist sich weniger als Erfüllung der Sehnsucht nach der großen Liebe, denn als eine ‚gute Partie‘, die als erstes materielle Sicherheit verspricht.

Die Familie nimmt für die Biglers einen zentralen Stellenwert ein. Obwohl – oder gerade weil sie eine Fortsetzungsfamilie sind, verfügen sie über einen ausgeprägten Zusammenhalt. Bei Biglers feiert man gemeinsam Feste, man hilft sich, man räumt den erwachsen werdenden Kindern auch Freiräume ein: So zeigt es sich im Ausbau der Wohnung oder bei der Berufswahl. Auch bei Sandra Bigler erscheint sie als Hort der Sicherheit, Autonomie und Stabilität. Die auf die Familie bezogenen

Deutungen verweisen auf eine traditionalistische Grundhaltung. Ungeachtet ihres frischen Auftretens als moderne Berufsfrau steht sie für die klassische Arbeitsteilung der Geschlechter ein. Für sie steht fest, was sich für eine Frau gehört: „Also ich finde, entweder will man Kinder oder dann will man arbeiten und Karriere machen. Beides geht nicht. Und wenn man Kinder will, dann soll man den ganzen Tag für sie da sein und sie nicht fortgeben“. Sandra Bigler reproduziert die These von der Unvereinbarkeit von Mutterschaft und Beruf. Während andere jungen Frauen auf real existierende strukturelle Hindernisse – etwa auf fehlende Betreuungsplätze – verweisen, vor denen sie kapitulieren müssen, stehen für Sandra Bigler Einwände moralischer Art im Vordergrund. Gnadenlos kritisiert sie jene, die ohne Not das Unvereinbare zu verbinden versuchen. Ihnen wird die Legitimität als Mütter abgesprochen: „Aber wenn sie einfach das Gefühl haben, sie wollten jetzt noch siebzig Prozent arbeiten nebenbei, sollten es gescheiter lassen, mit den Kindern, dünkt mich.“ Die Moral der Mütterlichkeit dient Sandra Bigler als Stabilisator für ihre Zukunftspläne: Ihre Strategie der Selbstbeschränkung in beruflicher Hinsicht kann sie so widerspruchsfrei begründen. Mit ihrem Diplom als Buchhalterin wird sie für die verschiedenen Lebensphasen gewappnet sein. „Für eine Frau ist es ein wenig schwierig. Wenn man aber eine Ausbildung macht, will man ja sicher auch noch ein wenig arbeiten und Geld verdienen, und dann ist man einfach schon bald zu alt. Mit dreißig oder noch älter Kinder haben, das ist schon bald ein Problem.“ Dem Dilemma kann sie nur entrinnen, weil sie einen zukünftigen Partner mit dem ‚richtigen‘ Beruf gefunden hat. Obwohl die Zwanzigjährige formell ungebunden ist, orientiert sie sich sehr eng an ihrer zukünftigen Doppelrolle. Ihr Freund, so erzählt sie uns, werde demnächst ein Malergeschäft übernehmen können. „Dort habe ich natürlich dann nachher auch die Möglichkeit – also ich denke jetzt schon ein wenig weit, ich weiß es, aber – wenn ich dann vielleicht einmal Familie habe, dass ich dann dort die Buchhaltung machen könnte.“ Die Ausrichtung auf die Buchhaltung stellt sie uns hiermit als unmittelbare Investition in ihre Zukunft dar. „Das wäre ein Traum von mir, dass es einmal so ginge, weil ich könnte mir nicht vorstellen, nur noch daheim zu sein und Kinder zu hüten.“ „Das Glück“, den richtigen Mann getroffen zu haben, verleiht Sandra Bigler das Gefühl, dass alles in geordneten Bahnen verlaufen wird und sie auf eine gesicherte Zukunft blicken kann. Denn: „Maler muss es ja immer genug geben“. Aus ihrer Erleichterung über die glückliche Verbindung mit dem Maler spricht ein ausgeprägtes Bedürfnis nach Gewissheit und Stabilität. Nicht der verschlungene, hindernisreiche Weg ihrer Mutter dient ihr dabei als Vorbild, sondern die harmonische, intakte Familie.

Mit ihrer Wahl trifft sie auf ein hohes Maß an Einverständnis. Mit der Beziehung zu einem jungen Maler kann sie auf den Handwerkerstolz ihres Vaters zählen. Sandra Bigler ist nicht eine jener jungen Frauen, die aus ihrem Herkunftsmilieu ausbricht. Vielmehr tendiert sie dazu, die Ideale der Eltern zu reproduzieren. Ihr Lebensentwurf ist hochgradig konform. Den Hintergrund bildet eine fast kindliche Sehnsucht nach der immerwährenden Familie. Sie lässt ein tief verwurzeltes Bedürfnis nach Sicherheit und Klarheit erkennen. Um Unübersichtlichkeit und Unordnung zu vermeiden, setzt sie ihrem Horizont Grenzen und konzentriert sich auf die unmittelbaren und überschaubaren Bereiche des ländlichen Lebens: Dies zeigt sich in der engen Bindung an die häusliche Welt, in ihren die Familie fokussierenden Zukunftsplänen sowie in der Idealisierung des Mikrokosmos ihrer Region. „Ich habe immer gesagt, ich werde immer hier bleiben.“

Ordnung und Klarheit sind für Sandra Bigler zentrale Werte. Widersprüchlichkeiten hält sie schlecht aus. Ihr Lebensentwurf wirkt ausgesprochen statisch, sie wird keine Experimente machen, kaum Risiken eingehen – dies hat sich in der Vergangenheit bereits gezeigt: Bei der Berufswahl ist sie auf Nummer Sicher gegangen; nach der Lehre ist sie im Betrieb geblieben. Sandra Bigler ist keine Pionierin. Einen beruflichen Aufstieg kann sie sich – selbst jetzt, wo sie noch keine familiären Bindungen hat – kaum vorstellen: „Ich müsste nachrutschen können“, sagt sie auf die Frage nach allfälligen Karriereplänen. Auch im Interesse Sandra Biglers für die Buchhaltung zeigt sich ihre Neigung hin zum Geordneten und Kalkulierbaren. Am Liebsten hätte sie alles überschaubar und kategorisierbar wie in der Excel-Tabelle vor sich liegen. So versucht sie sich ihre kleine Welt möglichst planend zu gestalten – was ihr auch zu gelingen scheint. Trotz dieser Vorliebe für das Gleichbleibende, Geordnete vermag sie kaum Vorstellungen zu formulieren, wie es in ihrem Berufsfeld und mit den allgemeinen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen in der Schweiz weitergehen könnte. „Also immer extremer“, werde wahrscheinlich alles werden, fasst sie ihre diffuse Vorstellung einer sich zunehmend komplexer präsentierenden Zukunft in Worte. „Mehr Technik, mehr gefordert – und dass es gewisse Berufe nicht mehr geben wird“, mutmaßt sie. Auf die Frage, wie sie die allgemeine Zunahme von Fusionen in der Wirtschaft einschätze, antwortet Sandra Bigler: „Also jetzt bei den Krankenkassen, denke ich, es wäre das Beste, wenn es nur noch eine einzige gäbe“. Im Sinne einer Reduktion von Komplexität wäre die Monopolstellung eines Unternehmens das Rezept gegen die uneinheitlichen Krankenkassenprämien: „Ich denke einfach, dann wären alle einheitlich mit den Leistungen und mit Prämien. Und dann gäbe es nicht so ein *Gstürm*.“ Kein Durcheinander, keinen Zwang mehr, sich angesichts der uneinheitlichen Angebote ent-

scheiden zu müssen. Im Vergleich zu ihren Erfahrungen bei der Krankenkasse wäre dies eine erhebliche Verbesserung. „Alles ist irgendwie total nicht organisiert gewesen. Es ist eher ein *Gnusch* gewesen.“

Sandra Bigler äußert sich über die Familie, das Dorf, den Verein – vereinzelt spricht sie von den Chefs, den Kunden und den Arbeitskollegen. Eine umfassende kollektive Kategorie dagegen taucht in ihren Schilderungen nicht auf. Auf die Frage, welche Veränderungen sie sich für die schweizerische Gesellschaft in Zukunft wünschen würde, antwortet sie: „Vielleicht die Ausländer alle ausschaffen und keine mehr reinlassen“. So könnte man vielleicht die Kriminalität vermindern, denn: „meistens, wenn etwas passiert, sind es sicher irgendwie solche gewesen.“ Ihrer Ansicht nach lässt sich in dieser Hinsicht eine deutliche Entwicklung hin zu mehr Gewalt und Kriminalität feststellen. Diese Haltung ist aber nicht in einer weitergehenden politischen Überzeugung verankert. So knapp nämlich dieses einzige Statement zur Zukunft des Landes, in dem sie lebt, ausfällt, so gering ist auch ihr Interesse an politischen Fragen. Nicht einmal der Argwohn gegenüber der politischen Elite, wie er sich bei anderen findet, die auf den Topos „Ausländer raus“ zurückgreifen, lässt sie erkennen. Die von ihrem Vater betonte gesellschaftliche Dichotomie gibt es in ihrem Denken allenfalls ansatzweise, wenn sie von der Zunahme der „Studierten“ spricht. Doch sie teilt weder die Ressentiments des Vaters, noch entwickelt sie ein Engagement, das eine pointierte politische Haltung voraussetzt. „Ausländer raus“ soll denn auch keine Provokation sein. Vielmehr ist es eine beiläufige Äußerung, die sie – wenngleich nicht zufällig, so doch zusammenhangslos – in ihr Repertoire aufgenommen hat. Dem Drängen der Interviewerin, sich zu allgemeinen gesellschaftspolitischen Fragen zu äußern, begegnet sie denn auch eher mit einer sprachlosen Verweigerung als mit Miss-
trauen.

Klare Konturen erhält die Zukunft dann, wenn es um die Verwirklichung ihrer Pläne geht: Mit ihrem Freud zusammenziehen, eine Familie gründen, Kinder großziehen und nebenbei im Geschäft des Ehemannes arbeiten. Sandra Bigler erweist sich vordergründig als ein widersprüchlicher Mensch: Die Art und Weise, wie sie ihre berufliche Biographie darstellt, ist ausgesprochen individualistisch. Ihre Lebensstil und ihre persönlichen Pläne jedoch erweisen sich als sehr konformistisch. Vor dem Hintergrund ihrer sozialen Herkunft und angesichts des Umstands, dass sie eine sehr junge Frau ist, gewinnt der Fall Bigler an Stringenz. Die enge Bindung an eine geordnete, häusliche Welt stellt sie vor eine schwierige Aufgabe: Junge Frauen, die heute ein familienzentriertes Leben führen wollen, können sich nicht automatisch auf einen traditionellen Lebensentwurf berufen. Insofern ist es für eine Frau von ihrer Generation strukturell vorgegeben, dass sie eine individualistische Lö-

sung sucht für das – ihr allein überantwortete – Problem, wie sie Erwerbsarbeit und Familie vereinbaren soll. Im Falle Sandra Biglers kommt hinzu, dass sowohl ihr erlernter Beruf als auch ihre zukünftige Rolle als Hausfrau und Mutter lediglich eine mittelbare Funktion haben. Sie legt ein narzisstisches Streben nach biographischer Kontinuität an den Tag. Ihre Perspektive zielt auf die Verewigung der eigenen Person: Dass niemand nach ihr käme, diesen Gedanken kann sie nicht ertragen.

Der soziale Aufstieg aus einem familiären Umfeld, das noch Spuren eines Arbeitermilieus trägt, führt Sandra Bigler unweigerlich zum bürgerlichen Ideal der Ehefrau und Mutter. Sie wird nicht oder nicht besonders viel arbeiten müssen. Dies ganz im Gegensatz zu ihrer Mutter, die immer gearbeitet hat. Diese weniger materiell als kulturell geprägte soziale Mobilität wird voraussichtlich aber ihre persönliche Autonomie tendenziell einschränken.

Ein Denken, wie es anhand des Falles Sandra Bigler rekonstruiert wurde, unterliegt einer permanenten Selbstbeschränkung: Zum einen wird der enge Rahmen des persönlichen Erfahrungsraumes strikt eingehalten. Wo dieser Bezug nicht unmittelbar hergestellt werden kann, wird ein Urteil meist vermieden. Dabei erscheint die Bereitschaft, Lücken im eigenen Erfahrungshorizont durch Vorstellungskraft und Phantasie aufzufüllen, als relativ gering. Zum anderen werden die Urteile über gesellschaftliche Phänomene stets vor dem Hintergrund einer ehemals oder gegenwärtig existierenden bewährten Ordnung bewertet. Insofern zeichnet sich dieser Denkstil durch einen ausgeprägten Konventionalismus aus. Zuweilen resultiert aus einer solch strengen Orientierung an gesellschaftlichen Normalitätsvorstellungen auch eine polarisierende Haltung gegenüber unkonventionellen, innovativen oder ‚fremden‘ Erscheinungen der Gegenwart. Das Szenario erscheint paradox: Obwohl sich das skizzierte Denken eng an gesellschaftlichen Konventionen orientiert, ist es zugleich von einem individualistischen Geist geprägt – insofern nämlich, als jeglicher konkreter kollektiver Bezugsrahmen fehlt. Eine Ausnahme bildet die Familie, die zum Ziel der persönlichen Entwicklung stilisiert wird. Andere Formen und Gefüge gesellschaftlicher Solidarität hingegen werden in diesem Szenario nicht berücksichtigt. Unmittelbare Sozialkontakte, die außerhalb der Familie existieren, tauchen häufig erst in einem Kontext auf, in dem sie der Konkurrenz und Selbstbestätigung dienen. Insgesamt wurde festgestellt, dass kein differenziertes und kohärentes Bild davon entsteht, welche Struktur die Gesellschaft aufweist, in welchem Verhältnis die Einzelnen zu ihr stehen und welche grundsätzlichen Probleme im gesellschaftlichen Zusammenleben gelöst werden müssen. Das Gesellschaftliche erscheint – gleichsam als sein eigener Schatten – in der schematischen und statischen Gestalt der Konventionen, auf die bei der Bewertung

von Phänomenen unterschiedlichster Art zurückgegriffen wird. Eine gesellschaftliche Zukunft wird nur am Rande thematisiert und wenn, dann äußerst diffus. Dabei ist meist ein skeptischer Unterton zu vernehmen. Im Sinne einer zunehmenden Komplexität der allgemeinen Verhältnisse – oder der zunehmenden Unordnung – wird erwartet, dass das Leben allgemein „noch schwieriger“ und unberechenbarer sowie bestehende Missstände „noch schlimmer“ werden. Ansonsten begünstigt das skizzierte Denken eine Reduktion auf die Fragen der persönlichen Zukunft, deren Zentrum die familiäre Reproduktion darstellt. Die zukünftige eigene Familie – sei sie noch so weit entfernt und ihr Zustandekommen noch so ungewiss – erhält dabei eine bemerkenswert deutliche Gestalt. Zuweilen überraschen der Detailreichtum und die Konkretheit, mit denen das eigene Leben und das ‚ungeborene‘ Kind vorgestellt werden.

Es sind ausnahmslos junge Frauen, welche zu diesem Szenario neigen, das gleichsam um ein gesellschaftliches Ganzes ‚geschrumpft‘ ist. Im Zentrum ihrer persönlichen Zukunft steht die imaginierte Kleinfamilie. Sie sehen sich als künftige Vollzeitmütter, welche möglichst lange auf eine Erwerbstätigkeit verzichten wollen. Sie zeichnen meist ein romantisierendes, kitschig anmutendes Bild der vergangenen und der zukünftigen Familie. Die jungen Frauen stammen in der Regel aus dem traditionellen Arbeitermilieu oder aus der unteren Mittelschicht. Es ist demnach eine Herkunftskonstellation, in der die Überwindung des Primats der unmittelbaren Existenzbewältigung bestimmend ist. Materielle Belange sind bedeutungsvoll, und dem Eigenheim wird hoher symbolischer Wert beigemessen.

Einen besonderen Stellenwert für den Habitus und den Denkstil ihrer Töchter nehmen offensichtlich die Mütter ein. Da sie in der Regel nicht vermeiden konnten, erwerbstätig zu sein, ist es erst den Töchtern vergönnt, dem lange Zeit alleingültigen gesellschaftlichen Idealbild der Vollzeitmutter zu entsprechen. Es ist demnach ein – quasi verspätet realisierter – bürgerlicher Entwurf von Mütterlichkeit, dem die Töchter nachleben wollen. Dem paradoxen Umstand, dass sie das bürgerliche Frauenbild in einer Zeit, da es seine ungebrochene Legitimität verloren hat, umsetzen wollen, begegnen sie mit einer auf ihren Lebensentwurf möglichst präzise angepassten pragmatischen Erwerbsstrategie. Entsprechend ist es zumeist auch das Resultat strategischer Planung, dass sie über Berufsausbildungen verfügen, die ihnen einen relativ raschen und direkten Zugang ins Erwerbsleben eröffnen und zugleich eine möglichst solide und sichere Existenz garantieren. Es wird auf die Möglichkeit geachtet, Teilzeit zu arbeiten. Zudem wird Optionen, die dereinst einen allfälligen Wiedereinstieg begünstigen, besondere Beachtung geschenkt. Die betreffenden Personen sind meist in kaufmännischen Berufen sowie

im Telekommunikations- und Marketingbereich tätig. Sie betonen die existenzsichernde Funktion des Berufs. Sie verfügen über einen weitgehend instrumentellen Bezug zur Berufsarbeit, bei dem ein allfälliges Arbeitsethos keine wesentliche Rolle spielt. Der instrumentelle Zugang zur Arbeit und deren Status als vorübergehende Station im Leben schließen jedoch nicht aus, dass sie über einen gewissen beruflichen Ehrgeiz verfügen. Dies äußert sich im Streben nach zertifizierten Bildungsabschlüssen sowie im Bemühen, sich als kompetente und dynamische Berufsfrauen darzustellen. Nicht die Erwerbsarbeit wird jedoch als der eigentliche Ort der Selbstverwirklichung verstanden. Vielmehr erhält die künftige Mutterschaft diesen Status: Insofern nämlich, als das Kind als Projektionsfläche der eigenen Träume dient und zur Herstellung biographischer Kontinuität beitragen soll, wie dies anhand von Sandra Bigler illustriert wurde.

Angesichts eines so konkretistischen und egoistischen Zukunftsszenarios ist es nicht einfach, Anknüpfungspunkte in allgemeinen, weltanschaulichen oder politischen Deutungstraditionen zu finden. Einen Anhaltspunkt liefert allenfalls die soziale Verortung der typischerweise zu diesem Denken neigenden Personen: Es handelt sich dabei überwiegend um Aufsteigerinnen aus dem Arbeitermilieu. Insofern kann angenommen werden, dass wir es unter anderem mit – freilich transformierten – Elementen eines in einer klassischer Arbeitertradition stehenden Deutungsmusters zu tun haben. Tatsächlich liefert das Material mehrere Hinweise dazu: So zum Beispiel eine Tendenz zur polarisierenden Darstellung gesellschaftlicher Phänomene. Auch die erwähnte Betonung des Bewährten, Normalen und Naheliegenden erfordert im Grunde zwingend ein Denken in Gegensätzen. Verurteilt werden all jene Dinge, die dem eigenen Bedürfnis nach Klarheit, Ordnung und Sicherheit im Wege stehen. Es sind auch typische Elemente einer Dichotomisierung der Gesellschaft anzutreffen, so zum Beispiel die Polarisierung eines „Unten“ und eines „Oben“ oder ein teilweise anklingender antiintellektueller Reflex. Tendenzen zu fremdenfeindlichen Ressentiments können als radikalisierte Versatzstücke einer solchen Dichotomisierung gedeutet werden. Im Gegensatz dazu scheint sich, was die Vorstellung von der Gesellschaft anbelangt, das kollektiv orientierte und klassenbewusste Denken des Arbeitermilieus nicht ‚vererbt‘ zu haben.

Der Hang zum Konformismus sowie zur Kultivierung des Gewöhnlichen – bis hin zum romantischen Kitsch – kann als Ausdruck einer Habitusformation interpretiert werden, die an eine eigenständige Welt-sicht anknüpft: Das vorliegende Szenario besitzt eine deutliche Affinität zu einer kleinbürgerlich-familialistischen Moral, in deren Zentrum Reproduktion und Eigenheim stehen. Der Sehnsucht nach privatem Glück wird mit dem Rückzug aus der sich wandelnden Welt Rechnung getra-

gen. Ein ausgeprägtes Bedürfnis nach Stabilität und Dauerhaftigkeit scheint ein Denken zu begünstigen, in dem die Familie zum Ort eines „kollektiven Egoismus“⁴²⁰ wird. Dieser nicht nur habituell, sondern auch in Bezug auf das Denken vollzogene Rückzug ins Private scheint ehemals vorhandene Formen von Arbeitersolidarität verdrängt zu haben.

8.3 Verhinderung von Zukunft: Margrit Stähli

Margrit Stähli, geboren 1935 in einer Kleinstadt am Fuße der Alpen, Tochter eines Verwaltungsbeamten und einer Weißnäherin; Einzelkind. Lehre bei der Post. Seit der Heirat mit dem Bankbeamten Sebastian Stähli (1957) Hausfrau. Fünf Kinder.⁴²¹

Sie hätte immer gerne etwas mehr Abwechslung gehabt, sagt Margrit Stähli. Die über vierzig Jahre als Hausfrau und Mutter schildert sie als eine insgesamt unspektakuläre, bisweilen eintönige Zeit. Dabei hatte sie bereits als ganz junge Frau dem Drang nach dem Neuen, dem Anderen und dem „Kurzweiligen“ nachgegeben: Damals, als sie von zu Hause auszog, um ein Welschlandjahr zu absolvieren. „Ich bin gerne ausgeflogen“, sagt sie über diesen Schritt aus dem Elternhaus hinaus, in dem sie – als Einzelkind – „stark behütet“ gewesen sei. Um nicht nach Hause zurückkehren zu müssen, hatte sie damals den Plan gefasst, eine Lehre bei der Post zu machen: in einem Bereich, in dem sie in verschiedene Teile des Kantons versetzt wurde und viel unterwegs war. „Ja, ich bin also Postgehilfin gewesen. Aber das ist schon lange her. Ich habe 1953 die Lehre gemacht. Und nachher, vier Jahre später, habe ich eben schon meinen Mann kennengelernt.“ Dem wiederholten Drängen der Interviewerinnen, mehr über ihren ursprünglichen Beruf und über die Erwerbsarbeit zu erzählen, gibt Margrit Stähli nur zögernd nach. Dies ist auch nicht weiter erstaunlich: Es ist schon lange her, dass sie bei der Post war. Und mit der Heirat hat sie die Berufstätigkeit aufgegeben. „Dann ist ein Kind nach dem anderen gekommen“, kommentiert sie ihr weiteres Leben, „da habe ich automatisch aufhören müssen. Und das ist damals die Zeit gewesen, da haben die verheirateten Frauen eigentlich noch nicht so gearbeitet.“ Sie habe zunächst „immer wahnsinnig zu tun gehabt mit den Kindern“. Später, „gerade in den Jahren, als ich mir überlegt habe, ob ich wieder ein wenig arbeiten gehen soll“, ist ihre Mutter pflegebedürftig geworden, „so dass ich wieder sehr angebunden

⁴²⁰ Bourdieu (1998: 25).

⁴²¹ Interview mit Margrit Stähli vom 15. August 1996: Barbara Leuzinger und Karin Sätteli.

war.“ Und schließlich hat sie sich um den psychisch angeschlagenen Schwager gekümmert. „Es ist einfach immer wieder etwas gekommen.“

Was Margrit Stähli erzählt, ist nicht untypisch für eine in den 30er Jahren geborene Schweizerin. Kinder, ein in der beruflichen Laufbahn des Ehemanns begründeter Abstecher in die Romandie – aus dem schließlich ein zwölfjähriger Aufenthalt geworden ist – die Rückkehr in die Kleinstadt, Pflege von Angehörigen. Einen Wiedereinstieg in ihren angestammten Beruf hat Margrit Stähli auch wegen des grundlegenden organisatorischen und technischen Wandels im Zahlungsverkehr und in der Postzustellung nie in Erwägung gezogen. Stattdessen hielt sie nach einer eher hausarbeitsnahen Beschäftigung Ausschau. Doch die Arbeit in der spitalexternen Betreuung, in der sie immerhin sechs Jahre tätig war, erhält in ihrer Erzählung den Status eines unbefriedigenden Intermezzos. Etwas wohlwollender äußert sie sich über die ehrenamtliche Tätigkeit als Aufgabenhilfe, die sie bis heute ausübt.

Es ist demnach ein Hausfrauenleben, auf das Margrit Stähli zurückblickt. Trotz des wiederholten Insistierens der interviewenden Studentinnen – oder vermutlich gerade weil diese eine Begründung wollen – legt sie Wert darauf, sich als eine ganz ‚normale Hausfrau‘ darzustellen – die freilich manchmal gerne etwas mehr Abwechslung gehabt hätte. Mit ihrer Formulierung, sie habe damals nach vier Jahren Berufstätigkeit „schon“ ihren Mann kennengelernt, verleiht sie dem Hausfrauenleben einen schicksalhaften Zug. Der Aufbruch aus der Familie hinaus in die Welt der Berufstätigkeit war von relativ kurzer Dauer und endete erneut in der Familie – nur war es diesmal die eigene. Eingetreten ist damals die unabänderliche Tatsache, dass sie fortan ausschließlich für die Kinder und den Haushalt zuständig sein würde. In ihrer Darstellung dieser biographischen Wende ist eine gewisse Ambivalenz festzustellen: Seither ist sie nicht mehr Postbeamtin, sondern durch und durch Hausfrau, nicht ohne sich aber der Beschränktheit der häuslichen Sphäre bewusst zu sein. Sie erscheint dabei als ein Mensch, der sich zurückhaltend gibt und dem jegliche exzessive Selbstdarstellung fern liegt, der jedoch zugleich unterschwellig über eine hartnäckige und bisweilen trotzige Strategie der Selbstbehauptung verfügt. Den Umstand, dass sie fünf Kinder zur Welt gebracht hat, hebt Margrit Stähli nicht sonderlich hervor. Es ist ungewiss, ob sie stolz ist auf diese ansehnliche Zahl. Aufgrund der Art und Weise, wie sie ihre Kindheit schildert, wäre es indes zu vermuten, dass sie sich – als wohlbehütetes einziges Kind in einem ruhigen Beamtenhaushalt – immer etwas mehr Rummel gewünscht hätte und sich deshalb später gleich eine ganze Kinderschar zulegte. Was sie in Bezug auf die Kinder berichtet, bezieht sich jedoch eher auf die mit ihnen verbundene Arbeit, die Mühe, die sie ihr bereiteten, die Aufmerksamkeit, die sie einforderten, und die Abhängigkeit, in die sie sie

gezwungen haben. „Das Angebundensein“ ist im übrigen ein Schlüsselbegriff in Margrit Stähli Erzählung. Ausfliegen wie in ihrer Jugend konnte sie nie wieder.

Durch ihre Schicksalhaftigkeit erhalten Haushalt und Mutterschaft bei Margrit Stähli durchaus den Status einer Berufung. Mit dem Kennenlernen ihres Ehemannes damals, vor vierzig Jahren, war ihre Aufgabe festgelegt, ihr Ort definiert worden. Doch anders als bisweilen von Zeitgenossinnen zu vernehmen ist, misst Margrit Stähli ihrem ‚Beruf‘ nicht explizit eine weitergehende symbolische Bedeutung bei. Ihre Schilderungen sind frei von Pathos. Obwohl sie – ganz im Sinne einer Professionalisierung von Hausarbeit und Mütterlichkeit – die Betreuungsarbeit über die Kernfamilie hinaus auf Verwandte und später auf Fremde ausgedehnt hat, sieht sie diese nicht im Geiste einer spezifisch weiblichen Kulturaufgabe. Sie formuliert keinen positiven Entwurf, keine Theorie der Fürsorglichkeit wie wir sie von Luise Kern aus der Variante *Verlust einer ‚Kultur der Mütterlichkeit‘* kennen.⁴²² Sowohl zu ihren Kindern und sonstigen Verwandten als auch zu den pflegebedürftigen Betagten unterhält sie eine durch Verantwortlichkeit geprägte, aber zugleich pragmatische und unsentimentale Beziehung. Ohne unterwürfig zu wirken, vermittelt sie den Eindruck, ein ‚gewöhnliches‘ Opfer der Zeitumstände und des damals gängigen weiblichen Rollenmusters zu sein. Dennoch tragen ihre Reflexionen über das Leben fatalistische Züge: „Es ist einfach immer wieder etwas gekommen“, bilanziert sie.

„Das eine hat sich aus dem anderen ergeben“. Der Lebenslauf wird durch die fatalistischen Untertöne nachträglich zu dem, was er ist: Zu einer Verkettung von Verhinderungen und Einschränkungen und einer Chronologie von Vorfällen, die ihre Fremdbestimmung dokumentieren. So schicksalhaft die Verbindung mit Sebastian Stähli rückblickend erscheint – gleichsam als Einfallstor zum Stillstand; damals vor vierzig Jahren hatte sie eine andere Bedeutung. In gewisser Weise scheint nicht nur die Lehre bei der Post, sondern in noch stärkerem Maße auch die kinderreiche Ehe zunächst einen Ausbruch aus dem angestammten Milieu dargestellt zu haben. Am Anfang stand die leise Auflehnung gegen die Familie. Die Heirat erfolgte 1957 – mit 22 war Margrit Stähli damals vergleichsweise jung. Weder für die Kinderzahl, noch für die frühe Heirat sind freilich Hinweise vorhanden, die auf einen Zwang hindeuten. Die Verbindung scheint – wenngleich etwas überstürzt –, so doch aus freien Stücken geschlossen worden zu sein. Vor diesem Hintergrund ist Margrit Stähli Aussage, nach vier Jahren Erwerbstätigkeit habe sie „eben schon“ ihren Ehemann kennengelernt, zu bewerten. Um den beengenden Verhältnissen ihres Elternhauses zu entfliehen, setzt sie

⁴²² Kapitel 6.1.

nacheinander auf zwei autonom gewählte Entwürfe, wobei sie schließlich den einen für den anderen ‚opfern‘ muss. Dass sich demnach „einfach das eine aus dem anderen ergeben“ habe, trifft zumal für die Zeit zwischen Berufswahl und Heirat nicht unbedingt zu. Diese Aussage wird zum Understatement, wenn sie an anderer Stelle betont, dass die Wahl der Ausbildung auf ihre alleinige Initiative zurückging. Das hartnäckige Bemühen von Margrit Stähli, die frühe Heirat und die familienzentrierte Biographie zu rechtfertigen, ist im kontrastreichen Verhältnis begründet, das sie zu ihrer Ursprungsfamilie unterhält. Die Begründungsverpflichtung – der Versuch, zu erklären, weshalb sie genau dieses und nicht ein ganz anderes Leben gelebt hat – tritt bei ihr unter anderem deshalb so deutlich hervor, weil sie sich nicht allein auf den Topos „Das hat man halt damals so gemacht“ berufen kann. Sie ist keine Opportunistin; sie hat im Grunde nämlich einen Weg eingeschlagen, der nicht zwingend bereits in ihrem Herkunftsmilieu angelegt war: Anders als ihre Mutter, die als Näherin arbeitete, wählte sie zunächst einen Beruf, der nicht eine als „typisch weiblich“ charakterisierte Tätigkeit umfasste. Anders als ihre Eltern, die spät geheiratet und ein einziges Kind großgezogen hatten, heiratete sie früh und gründete eine große Familie.

Viele Jahre nach ihrer Heirat wurde Margrit Stähli nochmals daran erinnert, wie beengend ihr Elternhaus gewesen war. Als ihr Vater starb, meldete die Mutter ihre Ansprüche an die Tochter an. Aus Margrit Stählis Schilderung ist zu entnehmen, dass die Rückkehr aus dem französischsprachigen Jura in die deutschschweizer Kleinstadt 1970 zwar auch im Schuleintritt der Kinder und in der beruflichen Neuorientierung des Ehemanns begründet war. Letztlich den Ausschlag für den Umzug – oder genauer: die Rückkehr – gab aber die Anordnung der Mutter. Sie, die nicht ins Altersheim wollte, appellierte an das „schlechte Gewissen“ der Tochter: „Sie hat immer darauf gedrungen, dass wir zurückkämen. Sie hat uns unter Druck gesetzt“. Zehn Jahre später erkrankte die Mutter schwer und lebte während weiterer fünf Jahre als Pflegebedürftige bei der Tochter. Insofern erweist sich nicht in erster Linie die Heirat mit Sebastian Stähli als die wirklich ‚schicksalhafte‘ Weichenstellung im Leben von Margrit Stählis. Folgenswer war für sie zunächst das Aufwachsen als Einzelkind und die enge und ausschließliche Bindung an die Eltern. In diesem Lichte erscheint die Heirat als ein Befreiungsschlag. Freilich ist die Freiheit von kurzer Dauer. Das eine Abhängigkeitsverhältnis wird durch vielfältige neue abgelöst. Erscheinen die Jahre im Jura im Rückblick etwas verklärt als eine Zeit, da sie zwar von den fünf kleinen Kinder absorbiert, aber zugleich erfüllt und im dörflichen Leben integriert war, bringt die Rückkehr in die Heimatstadt schließlich die Ernüchterung mit sich.

Die ambivalenten Gefühle, die Margrit Stähli mit der Rückkehr in ihre Heimatstadt verbindet, hängen aber auch mit der veränderten Beziehung zwischen den Ehepartnern zusammen. Statt als lebenslanger Verbündeter gegen das bedrängende Elternhaus entpuppte sich Sebastian Stähli mit einem Mal als emotional wenig verlässlicher Partner: „Er ist einfach ans Bankgeheimnis gebunden gewesen und ist dadurch immer sehr verschlossen gewesen“, sagt Margrit Stähli. Mit der Anstellung als Bankbeamter verstummte ihr Ehemann allmählich.⁴²³ Aus einem relativ bescheidenen und bildungsfernen Milieu aufgestiegen, zeichnet er sich in der Bank durch Überanpassung aus: Seine Ausbildung fiel in eine Zeit, als die Bank noch eine hierarchisch-starre Struktur aufwies. Gewissenhaftigkeit gegenüber dem Kunden und Loyalität gegenüber dem Betrieb sind die Kardinaltugenden des Bankgeschehens der 70er Jahre.⁴²⁴ Sebastian Stähli wäre der Letzte, der gegen sie verstossen hätte. Durch die Arbeit in der Bank erhob er „den Kunden“ zum König, dem man jederzeit Respekt zollen musste und den man auch nach Feierabend durch Schweigen schützte. Sie hätte immer gerne ein wenig am beruflichen Leben ihres Ehemannes teilgenommen, verrät Margrit Stähli. Aber die Bank – und Sebastian Stähli selber – verweigerten ihr zu ihrem offenkundigen Bedauern jegliche Möglichkeit der Partizipation: „Das hat mich schon ein wenig gestört.“ Das Schweigen ihres Ehemannes radikalisierte sich jedoch so weit, dass es nicht mehr nur die vertraulichen Geschäfte der Bank betraf. „Es hat sich manchmal auch auf andere Sachen übertragen, aus lauter Gewohnheit“, sagt Margrit Stähli. Dass Sebastian Stähli schließlich mehrheitlich schwieg, hat etwas Groteskes an sich. Die Intimität und Privatheit des Zuhause scheinen für ihn zur Gefahr geworden zu sein, statt dass sie ihm, wie eigentlich im gängigen Leitbild der Zeit vorgegeben, als Rückzugsbastion dienen.

Margrit Stähli wird nicht nur in den eigenen vier Wänden von der Zurückhaltung ihres Ehemannes heimgesucht. Das Bankgeheimnis beeinträchtigt ihre Beziehungen auch außerhalb der Familie. Betroffen sind selbst ihre Freundschaften: „Ich bin befreundet mit einer Frau eines Kollegen, und da hat er auch immer ein wenig Angst gehabt, es rutsche mir vielleicht etwas heraus. Und dann käme es heraus, dass er daheim alles erzählen würde.“ An diesem Punkt hat ihre Loyalität ihre Grenzen: „Aber diese Freundschaft habe ich deswegen nicht aufgeben wollen.“

Die Jahre nach ihrer Rückkehr in die Stadt, als die kleineren Kinder zur Schule gingen und die älteren sich allmählich ablösten, müssen für Margrit Stähli öde und belastend gewesen sein. Sie war isoliert und trotz

⁴²³ Im Jura war Sebastian Stähli bei einer Uhrenfirma tätig gewesen.

⁴²⁴ Vgl. dazu Kapitel 3.2.

ihrer großen Familie irgendwie einsam. Zuvor, im Bergdorf, hatten sich alle gekannt. Hier nun musste sie sich mühsam neu orientieren und in ein anonymes städtisches Umfeld integrieren. Während ihr Ehemann bei der Arbeit und durch zahlreiche „Nebenämter“ rasch wieder Kontakte knüpfte, war es für sie nicht so einfach. Zur undankbaren Aufgabe, sich Sozialkontakte über Ehemann und Kinder verschaffen zu müssen, kam in ihrem Fall hinzu, dass sie an dem Ort neu anfangen sollte, den sie einst fluchtartig verlassen hatte. Ihr bisheriges Leben, das vielversprechend begonnen hatte, wurde somit gleichsam zum Fehlstart degradiert. Ein neuer „Aufbruch“ war für sie fast unmöglich. Durch ihr frühes „Ausfliegen“ hatte sie unmittelbar nach der Schule alle Kontakte abgebrochen. Freundinnen, Bekannte und Schulkolleginnen waren ebenfalls weggezogen. Sie kehrte als Fremde in ihre Heimatstadt zurück.

Margrit Stähli lässt sich keine Vorstellungen über den Gang der Welt entlocken. Es bleibt letztlich ungewiss, wo der Grund hierzu liegt. Ist es ihre von Anfang an nachdrücklich, ja fast kokett behauptete Unzulänglichkeit für alle jene Fragen wirtschaftlicher, politischer oder gesellschaftlicher Natur, über die ihr Ehemann angeblich viel besser Bescheid weiss? Verweigert sie sich, weil sie einmal mehr bloß indirekt, über ihren Ehemann, dessen Beruf und die Entwicklung der Bankenbranche Interesse erweckt? Oder ist es eine tatsächliche Verunsicherung aufgrund eines raschen gesellschaftlichen Wandels, angesichts dessen sie verdammt ist, Zuschauerin zu sein? Für die Verweigerung aus Trotz spricht die Art und Weise, wie sie die Ambivalenz des Hausfrauenlebens anklingen lässt. In der Ehe, in die sie sich geflüchtet hatte, war ihr Freiheitsdrang gezügelt worden. Aber als Hausfrau ist sie zugleich temporär davon entlastet, sich über die Sphären außerhalb der Familie Gedanken machen zu müssen. ‚Ihr wollt mich als Ehefrau eines Bankangestellten, hier habt ihr das Leben und die Gedanken einer Hausfrau‘, scheint sie zu sagen. Es entsteht ohnehin der Eindruck, Margrit Stähli verfüge über ein Arsenal von kleinen ‚Listen‘. So zum Beispiel die Freundschaftsbeziehung zu der Frau des Kollegen, an der sie – als Reaktion auf das Schweigen des Ehemannes – erst recht festhält. Die Frauenfreundschaft erhält so den Status einer subversiven Strategie der Selbstbehauptung. Angesichts des Gesprächs, in dem sie nur als Ehefrau interessiert, verweigert sie sich. Über die Berufswelt und all jene Dinge, die man ihr nicht zugesteht, darüber braucht sie auch nichts zu wissen. In ihrem Alltag sind Tabus allgegenwärtig und Schweigen Normalität. Weshalb also sollte sie sprechen? Und wer will schon wissen, was eine Hausfrau wirklich denkt?

Für eine Überforderung, die Zeit, in der sie lebt, zu kommentieren, spricht die Situation der Isolation, in der sich Margrit Stähli befindet. Sie hat kaum am Leben teil, das ihr Ehemann und ihre nunmehr erwachse-

nen und berufstätigen Kinder führen. Aus ihrer Sicht erscheint manches, das im öffentlichen Leben stattfindet, als hektisch, kompliziert und befremdend. Welche Konstitution ‚die Gesellschaft‘ für Margrit Stähli hat, wird allenfalls dann deutlich, wenn sie über den Umzug vom Jura in die Kleinstadt im Mittelland spricht. Im Jura lebte sie in einem kleinen Dorf. Man kannte sich, aber es herrschte auch eine relativ hohe soziale Kontrolle. In der Stadt dagegen sind die Verhältnisse anonym: „Die Leute sind schon ein wenig anders hier. Die haben einfach nicht gerade ein Zusammengehörigkeitsgefühl wie in einem Dorf“. Früher, in ihrer Jugend, da war die Stadt klein und überschaubar gewesen – „weniger kompliziert, man durfte weniger“. Die Restriktionen für Jugendliche in den 40er und 50er Jahren hatten auch ihr Gutes, meint Margrit Stähli. Mit anderen Worten: Wenn eine kleine Menge von Leuten nur über beschränkte Möglichkeiten verfügen, sich zu treffen, wird der Zusammenhalt gestärkt. Vor diesem Hintergrund ist es als eine Folge ihrer Überforderung angesichts des heutigen Stadtlebens zu werten, dass sie vergangene Verhältnisse idealisiert. Selbst das gänzlich auf die Familie zurückgeworfene Leben, das sie im Jura führte, als die Kinder klein waren, erscheint dadurch in einem verklärten Licht.

Margrit Stähli ist ihr Leben lang auf den konkreten Alltag, auf die Familie fixiert gewesen. Insofern erscheint ihr die Welt außerhalb als unüberschaubar und überkomplex. Umso mehr, als einer ihrer potentiellen Hauptlieferanten von Informationen aus der ‚Außenwelt‘, ihr Ehemann, nicht verfügbar ist, da er schweigt. Entsprechend diffus fallen ihre Gedanken über die Zukunft aus. Vage beschwört sie eine permanente Zunahme von „Hektik“: Alle ihre Kinder müssten vermehrt Überstunden machen. Viel mehr hat sie über die Berufswelt nicht zu sagen. Die Entwicklungen dort erscheinen ihr fremd. Mit ihrem aktuellen ‚Feld‘, dem Haushalt, identifiziert sie sich nur bedingt. Insofern überrascht es nicht, dass sie jene jungen Mütter, die einer Erwerbsarbeit nachgehen, nicht kritisiert. Sie mutmaßt, dass sie dies angesichts der allgemeinen „Hektik“ wohl auch nötig hätten. Sie lässt keinerlei Argwohn gegenüber emanzipierten Frauen einer jüngeren Generation erkennen, weil sie nichts zu verteidigen hat: keinen emphatischen Entwurf von Mütterlichkeit und kein Hausfrauenethos. Dennoch ist die Arbeitsteilung zwischen den Ehepartnern eine Institution, an der sie festhält. Werden Männer arbeitslos und müssen zu Hause bleiben – so hat sie in ihrem Bekanntenkreis beobachten können –, werden sie sozial entwertet und laufen Gefahr, an der Demütigung zu zerbrechen. Wie ermüdend und unbefriedigend ein Leben sein kann, in dem es keine der Erwerbstätigkeit vergleichbare Gelegenheit gibt, Bestätigung und Respekt zu erlangen, weiß Margrit Stähli nur zu gut. Dies ist auch der Hauptgrund,

weshalb die Zunahme von Arbeitslosigkeit für sie eine der besorgniserregendsten Entwicklungen darstellt.

Als ganz allgemeines Postulat für die Zukunft vertritt Margrit Stähli zudem, dass die Menschen kürzer treten sollten. Gemäß dem Prinzip „weniger ist mehr“ würden sich die Verhältnisse so insgesamt wieder überschaubarer gestalten. Ihre Forderung nach Verzicht und Rückkehr zur Bescheidenheit bezieht sich zudem auf eine konkrete, materielle Ebene: Die jungen Leute von heute sind ihrer Ansicht nach dem Konsum verfallen. Sie würden nicht mehr „aufs Geld schauen“, und einfach wegwerfen, was sie nicht mehr brauchen: „Das haben sie früher nie gemacht.“ Auf ein kohärentes Bild der Zukunft hofft man bei Margrit Stähli allerdings vergebens. Es entsteht der Eindruck, dass sie in einer für sie eher befremdlichen Gegenwart lebt, die ihr den Blick in die Zukunft verstellt. Die Tendenz zur Rückwärtsgewandtheit tritt an die Stelle einer eindeutigen Stellungnahme zu zukünftigen gesellschaftlichen Entwicklungen. Mangels positiver, auf aktuellen Erfahrungen basierender Entwürfe rekurriert sie auf Vergangenes, wenn sie die Pflege von Sozialkontakten anspricht oder einem Appell für eine Kultur der Bescheidenheit lanciert.

Es sind primär geschlechtsspezifische Aspekte ihrer Biographie, die sich auf die Deutungspraxis von Margrit Stähli auswirken. Um den lebenslangen Ansprüchen ihrer Mutter zu entgehen, hat sie sich in eine vermeintlich rettende Ehe geflüchtet, in der sie durch die Betreuung von fünf Kindern lange Zeit völlig absorbiert war. Hinzu kamen die mobilitätsbedingten Integrationsschwierigkeiten sowie die Geheimniskrämerei des Ehemannes, welcher ihre Bemühungen um soziale Kontakte indirekt sabotierte. Somit war ihr Ausschluss aus jenen Lebensbereichen, aus denen andere gemeinhin ihre Deutungen schöpfen, komplett. Umgekehrt konnte ihr eigentliches „Feld“, die häusliche Sphäre, offensichtlich nicht als eine sinn- und identitätstiftende Instanz wirksam werden. Bis auf die vage Vorstellung von der Einfachheit tragfähiger Sozialbeziehungen finden sich bei Margrit Stähli kaum Hinweise darauf, dass sie in ihrer alltäglichen Arbeit als Hausfrau und Mutter weitergehende ethische Prinzipien entwickelt hätte. Da Anerkennung und Solidarität selbst innerhalb der Partnerschaft nicht gewährleistet sind, bleibt die verstockte Resignation als einzige Strategie der Selbstbehauptung übrig. Ebenso weitgehend verwehrt ist ihr der Rückgriff auf allfällige Deutungsangebote ihres Herkunftsmilieus. Versatzstücke klingen noch an, wenn sie über die Bescheidenheit spricht: Der Beamtenhaushalt, in dem sie aufwuchs, dürfte durch ein asketisches Klima des Verzichts und der Sparsamkeit geprägt gewesen sein. Das insgesamt als verhindernd und bildungsfern zu charakterisierende Milieu eignete sich offensichtlich nicht dazu, eine junge Frau hervorzubringen, die erfolgreich hätte aus-

brechen und – über Berufstätigkeit – ein individualisiertes Leben hätte führen können. Stattdessen führte die Loslösung aus dem traditionellen Umfeld sie nur in neue Abhängigkeitsverhältnisse und schließlich in die Vereinzelung.

Margrit Stähli stellt ihre Biographie als schicksalhafte Verkettung von Verpflichtungen und Verhinderungen dar. Als ‚berufslose Nur-Hausfrau‘ führte sie ein zuweilen eintöniges Leben ohne individuelle Lebensgestaltung und Quellen der Selbstverwirklichung. Der Mangel an Gestaltungsfreiheit wirkt sich letztlich beeinträchtigend auf Phantasie und Abstraktionsvermögen aus. Wer während Jahrzehnten weitgehend auf sich und die unmittelbare häusliche und familiäre Umgebung zurückgeworfen ist, wird weltfremd und unfähig, das Geschehen ‚draußen‘ in der Gesellschaft zu beurteilen. Eine Reihe weiterer Fälle weist eine habituelle Grundstruktur auf, bei der das eigene Leben als in bedingtem Maß gestaltbar angesehen wird und die erwünschte Autonomie nur in einer kurzen Lebensphase wahrgenommen werden konnte. Eine angesichts dieser beengenden Situation häufig gewählte Bewältigungsstrategie ist die des Erduldens und Ausharrens: Scheinbar unberührt vom allgemeinen Geschehen dominiert ein Denken, das sich konkretistisch auf den Alltag bezieht und einen geringen Abstraktionsgrad aufweist. Das Hergebrachte, Anerkannte, Bewährte erscheint dabei als rettender Anker in einem chaotisch anmutenden Meer aus Hektik und Unübersichtlichkeit. Verstärkt durch die strukturelle Abgeschiedenheit tritt ein uninformiertes Desinteresse an gegenwärtigen gesellschaftlichen Entwicklungen zutage. Tendenzen auf dem Arbeitsmarkt beispielsweise werden nur dann wahrgenommen und kommentiert, wenn sie Personen aus dem engen Familien- oder Freundeskreis betreffen. So wird „Arbeitslosigkeit“ erst dann zum Thema, wenn es jemanden trifft, den man kennt, wobei die Arbeitslosigkeit den Stellenwert einer verhängnisvollen Naturkatastrophe erhält. Es dominiert ein diffuses Bild von unmittelbaren Sozialbeziehungen, die das Leben bestimmen, aber durch ihre Unberechenbarkeit auch ambivalent bleiben. Eine konsistente Vorstellung von gesellschaftlicher Solidarität existiert in diesem Szenario nicht, sondern allenfalls nicht näher charakterisierte Formen dörflichen oder familiären Zusammenhalts. Wenn überhaupt, garantieren kleinere Verbände ein gewisses Maß an Übersichtlichkeit und machen es erst möglich, dass die Menschen einander nahe kommen und sich vertrauen können. Vor dem Hintergrund von Entwicklungen, die ehemals funktionierende Dorf- oder Familienstrukturen erodieren lassen, werden vergangene Erfahrungen von Gemeinschaftlichkeit denn auch idealisiert. Anders als im Szenario *Bedrohung der Solidargemeinschaft* führen hier Verlusterfahrungen nicht zu der Suche nach neuen kollektiven Solidaritätä-

ten.⁴²⁵ Eine Zukunft gibt es nicht, höchstens eine skeptische bis resignative Einschätzung im Sinne von: „Alles wird schwieriger werden“.

Typische Vertreterinnen dieses Szenarios sind Frauen der Jahrgänge 1935 bis 1950, die ein vorwiegend familienzentriertes Leben geführt haben und aus bescheidenen Verhältnissen stammen. In ihrer Isolation und Absorption sind sie buchstäblich ‚weltfremd‘ geworden. Es ist in der Regel eine missglückte Emanzipationsgeschichte, die zu einer Biographie führt, die für den ‚strukturellen Individualismus‘ der Hausfrau besonders anfällig ist. Als ‚strukturell‘ ist dieser Individualismus deshalb zu bezeichnen, weil diese Frauen ihr Leben auf die ErwerbsBiographie des Ehemannes, dessen individuelle Lebensgestaltung und Mobilitätsansprüche ausrichten. Die gesellschaftliche Integration der Hausfrau ist ambivalent: Sie ist gekennzeichnet durch ein Gebrauchtwerden auf Zeit. Schlimmstenfalls bleibt am Ende, wenn die Kinder ausgezogen sind, nur noch ein „Kalkgehäuse“ (Iris von Roten) übrig.

Wie im Abschnitt *Der Zerfall einer ‚Kultur der Mütterlichkeit‘* dargelegt wurde, kann aus der Praxis als Hausfrau und Mutter durchaus ein Ethos entwickelt werden, das eine identitätsstiftende und integrierende Kraft besitzt. Die Gründe dafür, dass dies beim Typus *Verhinderung von Zukunft* nicht möglich ist, sind vielfältiger Natur: So kann die Identifikation mit dem aufgezwungenen Hausfrauendasein derart gering sein, dass keine weitergehende ethische Orientierung entwickelt werden kann. Oder es werden alternative Tätigkeiten, wie zum Beispiel im Sport, derart ins Zentrum gerückt, dass ein Berufsethos verbleicht. Oder aber der Wegzug der Kinder oder das Ausbleiben von Enkelkindern verhindert eine Aufrechterhaltung des Mütterlichkeitsethos.

Ein Zukunftsszenario ohne Zukunft kann selbstredend nicht zu Deutungstraditionen in Beziehung gesetzt werden. Es gibt keine kulturellen Deutungsmuster, denen ein solches Denken einfach zuzuordnen wäre. Allenfalls können Affinitäten zu einem eher konservativen Blick auf die Welt ausgemacht werden.

8.4 Synthese: Weltverlust und Resignation

In den skizzierten Varianten erscheint die gesellschaftliche Ordnung als relativ statisch und wenig ausdifferenziert. Relevant sind gemeinschaftliche Gefüge, die auf affektiven Beziehungen beruhen. Doch auch sachbezogene Sozialkontakte weisen häufig eine emotionale Komponente auf: Der Kunde, die Arbeitskollegen, der Patron – zu ihnen wird ein Vertrauensverhältnis unterhalten, das sich als tendenziell fragil und

⁴²⁵ Vgl. Kapitel 6.

krisenanfällig erweist, weil es diffusen Charakter trägt. Unterstellt wird, dass in den kleineren Gemeinschaften nach wie vor ein meist unkompliziertes und zugleich solides Gefühl der Zusammengehörigkeit herrscht, das auf Ähnlichkeiten basiert, die vor allem räumlicher und lebensweltlicher Art sind: Man wohnt am selben Ort, kennt sich, trifft sich, grüßt sich. Eine zunehmende Krisenhaftigkeit und Erosion der Sozialbeziehungen wird zwar bedauert, doch wird kein Wiederaufleben einer Solidargemeinschaft beschworen, weil sie als unwiederbringlich verloren angesehen wird. Alle drei Varianten zeichnen sich durch ein ausgesprochen statisches Denken aus, das durch lokale Verankerung noch verstärkt wird. Es kommt zu einem Rückzug ohne Substitut. Aus der Diagnose eines Niedergangs der Gemeinschaftlichkeit wird keine Prognose abgeleitet. Wie die Zukunft aussehen wird, interessiert allenfalls für die eigene Person oder für die konkreten Lebensumstände der eigenen Kinder und Enkel. Der sich in der Verengung des Blicks auf die eigene reproduktive Sphäre äußernde radikale ‚Individualismus‘ verhindert die Perspektive auf eine kollektive Zukunft.

Während in anderen Szenarien überraschend differenzierte Überlegungen zur Zukunft rekonstruiert werden konnten, gleichen die in diesem Typus vorliegenden Vorstellungen am ehesten dem, was gemeinhin mit dem „Allerweltsdenken“, im Gegensatz zum Experten-Denken assoziiert wird: Ein eher konkretistisches, weder besonders komplexes, noch reflexives Denken. Die Rekonstruktion des Typus *Die individualistische Reduktion von Zukunft* hat gezeigt, dass es nicht um einen Mangel an Reflexion geht, auch nicht um fehlende Bildung oder verminderte geistige Lebhaftigkeit. Als eigentlicher Knackpunkt erwies sich vielmehr die fehlende Bereitschaft, ausgehend von einem Gesellschaftsbild ein kohärentes Zukunftsszenario zu entwickeln. Es scheint also ein Denken zu geben, dem es nur in beschränktem Maße gelingt, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gleichermaßen einzubeziehen und vom Ist-Zustand auf zukünftige Entwicklungen zu schließen.

Anhand der Sozialprofile lassen sich drei Achsen differenzieren, entlang derer sich ein Habitus herauskristallisieren kann, der eine zukunftsgerichtete Deutungspraxis verhindert: Die in der Variante *Verweigerung von Zukunft* dargestellte Konstellation ist grundlegend geprägt durch den Wegfall der beruflichen Identitätsgrundlage: Wirtschaftliche Umbrüche, branchenspezifische Krisensituationen und paradigmatische Neuorientierungen in Berufsfeldern können sich nachhaltig auf die Situation Einzelner auswirken. Der Extremfall eines gravierenden Verlusts beruflicher Handlungsorientierungen liegt im Fall von Arbeitslosigkeit vor, wie er klassisch in der Studie über *Die Arbeitslosen von Marienthal* beschrieben wurde. Bereits damals wurde festgestellt, dass Hoffnungslosigkeit infolge von Arbeitslosigkeit zu einem „Verlust von Zu-

kunft“ führen kann.⁴²⁶ Der grundlegende Stellenwert des Berufs für die Identität zeigt sich nicht nur im Fall von Arbeitslosigkeit, sondern auch in Verunsicherungen, die aus Umbrüchen in der Arbeitswelt entstehen. Weshalb eine gravierende Irritation oder gar ein Identitätsbruch eintreten und – wie im Fall Karl Dubois – zu einem Ausschluss von Zukunft führen können, wird gemeinhin mit Rückgriff auf Max Webers Konzeption des Berufs begründet. In der klassischen Berufssoziologie, aber auch im alltagsweltlichen Denken ist das Ideal der Beruflichkeit zentral – verstanden nicht nur als Mittel zur Existenzbewältigung, sondern als „Berufung“ und „Selbstverwirklichung“, mit einer damit verbundenen, für die Alltagspraxis verbindlichen Ethik. Wenn nun aber der Beruf als Quelle der moralisch-ethischen Achtung und Selbstachtung dient, kann die Veränderung beruflicher Anforderungsprofile zu einer Erosion grundlegender Orientierungen führen, weil das Arbeitsethos nicht mehr in angemessener Weise umgesetzt werden kann. Im vorliegenden Kontext kann diese Krise im Extremfall soweit gehen, dass die Erschütterung des beruflichen Selbstverständnisses eine Blockierung des Denkens bewirkt. Vorstellungen über die Gesellschaft können, wenn überhaupt, nur noch von einem in der Vergangenheit existierenden Idealzustand her entwickelt werden.

Der „Beruf“ wird zudem sowohl bei Max Weber, als auch bei Georg Simmel und Emile Durkheim als Schnittstelle zwischen der individuellen und der gesellschaftlichen Sphäre konzipiert. Der Beruf und das Berufsfeld werden zu wichtigen Orten der Vergesellschaftung.⁴²⁷ In neueren Studien wird diese Perspektive angesichts der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Umbrüche der 1990er Jahre wieder vermehrt eingenommen. So nimmt Richard Münch Bezug auf Weber, wenn er die zentrale Bedeutung des Berufs für die Identität, den sozialen Status und die Achtung oder Missachtung durch sich selber und durch das gesellschaftliche Umfeld des Einzelnen hervorhebt.⁴²⁸ Er betont den Stellenwert des Berufes als Schnittstelle zwischen Ethik und Wirtschaft und kritisiert damit Niklas Luhmanns Vorstellung von der Eigengesetzlichkeit der Sphären. In seiner Zeitdiagnose beschreibt Münch eine Zunahme der Interdependenzen von Beruf und Privatleben. Es wird auch festgestellt, dass die Selbstverwirklichung des Einzelnen an die Stelle der Funktion des Betriebs als Träger einheitsstiftender beruflicher oder

⁴²⁶ „Das gleichmütig erwartungslose Dahinleben, die Einstellung: man kann ja doch nichts gegen die Arbeitslosigkeit machen, dabei eine relativ ruhige Stimmung, sogar immer wieder auftauchende heitere Augenblicksfreude, verbunden mit dem Verzicht auf eine Zukunft, die nicht einmal mehr in der Phantasie als Plan eine Rolle spielt, schien uns am besten gekennzeichnet durch das Wort ‚Resignation‘.“ vgl. Jahoda/ Lazarsfeld/ Zeisel (1975/1933: 70).

⁴²⁷ Vgl. Weber ([1920] 1988; [1921] 1990); Simmel ([1908] 1958); Durkheim ([1930] 1992).

⁴²⁸ Vgl. Kapitel 1.

berufsständischer Orientierungsmuster getreten ist.⁴²⁹ Das traditionale Loyalitätsverhältnis zwischen Patron und Arbeiter wurde durch die ökonomische Rationalisierung aufgebrochen. Wie im Abschnitt *Verweigerung von Zukunft* gezeigt wurde, ist eine mögliche Reaktion die einer anti-ökonomischen Weltablehnung.

Als zweite habituelle Konstellation, die die Entwicklung kollektiver Zukunftsbilder behindern kann, wurde ein das Eigenheim und die Reproduktionssphäre fokussierendes Denken umrissen. Prägend sind in diesem Fall vor allem das Herkunftsmilieu, aber auch das Geschlecht und das Alter. Es wurde eine Fallstruktur rekonstruiert, wie sie häufig bei jungen Frauen anzutreffen ist, die eine traditionelle Lebensführung explizit bevorzugen würden. Sie identifizieren sich mit dem herkömmlichen bürgerlichen Frauenbild, nicht ohne zu erkennen, dass sie unter Umständen einen Verlust subjektiver Sicherheiten und Freiheiten in Kauf nehmen müssen.⁴³⁰

Es wurde bereits darauf hingewiesen, dass nicht von einem ‚traditionell sprachlosen Milieu‘ ausgegangen werden kann; in der Literatur sind aber sozialstrukturell verortbare Typen und soziale Lagen anzutreffen, die habituelle Elemente hervorbringen, die mit dem, was wir in den Fallanalysen rekonstruiert haben, vergleichbar sind. Auf den Umstand, dass die Familie und das eigene Heim für weite Teile der Bevölkerung eine entscheidende Funktion einnehmen und für den Lebensstil der Arbeiterschaft und des Bürgertum gleichermaßen prägend geworden seien, wies bereits Helmut Schelsky in seiner klassischen These der ‚nivellierten Mittelstandsgesellschaft‘ hin.⁴³¹ Ein kleinbürgerlicher Lebensstil, der das instrumentelle Verhältnis der Arbeiter zum Beruf mit dem Lebensstandard des Bürgertums vereint, galt als typisch für die bundesdeutsche Nachkriegsgesellschaft. Diese Angleichung brachte jedoch gleichzeitig eine Erosion traditioneller Solidaritätsbeziehungen und ethisch-moralischer Standards mit sich. Gemäß Ditmar Brock wurde diese Entwicklung seit den fünfziger Jahren skeptisch kommentiert, in dem Sinne, dass die ‚industrielle Massengesellschaft den außengeleiteten, den fungiblen, seiner kulturellen und moralischen Wurzeln beraubten, angepassten Menschen‘ erzeuge.⁴³² In den 90er Jahren präsentiere sich eine Situation, in der ‚anstelle der Zählung von Individualinteressen durch eine übergeordnete Moral‘ die ‚Abspaltung eines privaten Lebensbereichs‘ getreten sei. ‚Das konkrete Individuum und die auf seine Reproduktion ausgerichteten Interessen bilden zugleich den einzigen noch Kontinuität und Identität verbürgenden Bezugspunkt für

⁴²⁹ Vgl. Baethge (1991 und 1994); Gorz (2000).

⁴³⁰ Vgl. auch Geissler/Oechsle (1994).

⁴³¹ Schelsky (1965).

⁴³² Brock (1993: 178).

selektive Entscheidungen im Rahmen der gegebenen gesellschaftlichen Möglichkeiten.“⁴³³

Auch Pierre Bourdieu betont die Zwischenposition des Kleinbürgertums – „dem Proletariat, ihrer Vergangenheit, entronnen und der Bourgeoisie, ihrer Zukunft, zugewandt“⁴³⁴ – welche für die charakteristischen Elemente des kleinbürgerlichen Habitus bestimmend ist: Der Wunsch nach Aufstieg, Bestätigung und Anerkennung; die Bildungsbelesenheit; die „bedingungslose Akzeptanz der herrschenden Ordnung“; „jede Art von Akkumulationstrieb“.⁴³⁵ So gesehen ist der Kleinbürger ein Einzelkämpfer, losgelöst von den Banden seiner Herkunft. Seine eigene Lebensform ist in nichts vergleichbar mit dem tendenziell großen, solidarischen und lebhaften Haushalt der Unterschicht: „So zieht er sich zurück auf eine eng geschlossene, jedoch beengende und etwas repressive Familie“.⁴³⁶ Den Charakter eines Statussymbols, das untrennbar mit der kleinbürgerlichen Familie verbunden ist, trägt das Eigenheim. Seit der Industrialisierung wird ihm der Status eines wichtigen Mittels zur „Verkleinbürgerlichung“ der Unterschichten beigemessen. In seinen Studien mit dem Titel *Der Einzige und sein Eigenheim* zeigt Bourdieu, dass der Traum vom eigenen Heim nach wie vor geträumt wird.⁴³⁷ Er verdeutlicht zudem, dass mit dessen Realisierung oft „eine der Hauptquellen des kleinbürgerlichen Elends“ geschaffen wird, das in „einem Dasein von Sorgen und Enttäuschungen, von Einschränkungen und Fehlschlägen und nahezu unvermeidlich von Melancholie und Resentiment“ besteht.⁴³⁸

Die dritte Variante, die ein Schweigen über die Zukunft dokumentiert, kann ebenfalls als eine paradoxe Folge der Individualisierungstendenzen gedeutet werden. Die zentralen habituellen Elemente der beiden vorangehenden Varianten – der Stellenwert des Berufs sowie der Reproduktionssphäre – spielen auch hier eine wichtige Rolle. Wird nun Individualisierung nicht in erster Linie positiv als Freisetzung von als beengend empfundenen Bindungen, sondern auch als unfreiwilliger Rückzug aus dem gesellschaftlichen Kollektiv verstanden, dann kann das traditionelle Hausfrauenleben als eine riskante biographische Konstellation verstanden werden. Im Fall von Margrit Stähli erweist sich die Familie tatsächlich als untaugliches Mittel für eine erfolgreiche Individualisierung. Sie scheitert in ihrem Bestreben, die Gestaltungsfreiheit über die eigene Biographie zu erlangen und zu behalten. Hinzu kommen die

⁴³³ Brock (1993: 184).

⁴³⁴ Bourdieu ([1987] 1997: 520).

⁴³⁵ Bourdieu ([1987] 1997: 500ff).

⁴³⁶ Bourdieu ([1987] 1997: 529).

⁴³⁷ Bourdieu (1998).

⁴³⁸ Bourdieu (1998: 17ff).

fatalen Anforderungen einer Gesellschaft, die auf Beruflichkeit als zentrale Voraussetzung für soziale Anerkennung ausgerichtet ist. Wird nun der ‚Beruf‘ einer Hausfrau gewählt, dann tritt die schwierige Situation ein, dass selbst ein noch so beflissenes Streben nach Gewissenhaftigkeit und Perfektion wenig Respekt einbringen wird. Die Bewährungspflicht im Beruf ist in diesem Fall kaum zu bewältigen, da es kein Maß für Leistung und ‚Erfolg‘ gibt.⁴³⁹ Hausfrauenarbeit ist bekanntlich ihrem Wesen nach Sisyphusarbeit und „undankbare Zwangsarbeit“ (Iris von Roten). Schließlich kann es auch im Fall der ‚Nur-Hausfrau‘ zu einer Art ‚Entberuflichung‘ kommen: Nach dem Auszug der Kinder fallen die Pflichten und damit der maßgebliche Arbeitsinhalt weg. Somit birgt die spezifische Konstellation von Geschlecht, Generationenlagerung und biographischem Verlauf die Gefahr, ins „Empty Nest“-Syndrom zu fallen und keine Zukunftsperspektiven mehr entwickeln zu können. Diese Situation, die infolge von Isolation und Unterversorgung durch öffentliche Informationen zur Sprachlosigkeit führen kann, ist ein beliebtes Thema in der Literatur. Berühmte Frauenfiguren widersetzen sich dem Schicksal, das sie – wie Margrit Stähli – in eine Situation gebracht hatte, in der sie ‚schon‘ verheiratet waren und damit ihre Selbstständigkeit in der Welt verloren hatten. Als Nora ihr Puppenhaus verlassen will, meint ihr Ehemann: „Du sprichst wie ein Kind. Du verstehst die Gesellschaft nicht, in der du lebst.“ Darauf Nora: „Nein, ich verstehe sie auch nicht. Aber jetzt will ich sie kennenlernen. Ich muss mich davon überzeugen, wer Recht hat, die Gesellschaft oder ich.“⁴⁴⁰

Bereits 1958 schilderte Iris von Roten pointiert und bissig die Hausfrauenfalle: Sie „bewirkt in Verbindung mit der Zurücksetzung der Frau im Berufsleben und der ideologischen Bestreitung ihres Besitzes jener Fähigkeiten, die den Stolz der Menschen darstellen, dass sie infolge solcher Suggestion gelähmt werden. Eine Lähmung, die sich auf die schöpferischen Kräfte wie Frost auf Blüten legt. Unter schöpferischen Kräften sind in diesem Zusammenhang nicht nur wissenschaftliche und künstlerische zu verstehen, sondern alle jene, die auf irgendeinem Gebiet Ideen, Einfälle und Gedanken hervorbringen.“⁴⁴¹

Wer im Abseits steht, hat keine Ideen für die Zukunft der Gesellschaft. Am Ende unserer Typologie wurde ein Szenario vorgestellt, das zwar eigentlich keines ist, das aber umso aussagekräftiger ist, wenn die Frage nach dem Zustandekommen von Deutungen gestellt wird. Dramatischer als in den anderen vier Szenarien zeigt sich hier, wie prägend

⁴³⁹ Honegger/Heintz (1984: 37).

⁴⁴⁰ Henrik Ibsen ([1879] 1988, Dritter Akt, S. 91).

⁴⁴¹ Iris von Roten, ([1958] 1993: 140ff).

die Einflüsse sind, welche Biographie, Milieu, Geschlechtszugehörigkeit und Generationenlagerung auf das Denken ausüben.